This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

FIEDLER COLLECTION

Fiedler ADDS. III B. 147

937.

Bought from Booth, Hay-on-Wye

Nicolaus Lenau's

sämmtliche Werke.

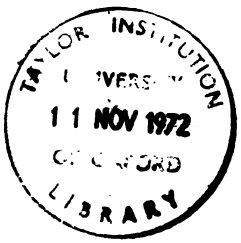
Herausgegeben

von

Anastasius Grün.

Vierter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1855.



Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Die Albigenſer. Freie Dichtungen.

	Seite
Nachtgeſang	3
Frühling	13
Pierre von Caſtelnau	15
Fulco	32
Der Traum	49
Die Höhle	60
Das Interdict	74
Das Vorgemach	78
Die Führer	84
Der Roſenkranz	88
Ein Schlachtfeld	99
Das Vogelneſt	105
Jacques	111
Zwei Troubadours	115
Der Büßer	122
Der Beſuch	128
Foix	133
Carcaſſonne	139
Beziers	143

Seite

Roger, Vicomte von Beziers 146
Das Mädchen von Lavaur 152
Des Wandrers Gruß 156
Alfar 159
Das Gelage 166
Der Brunnen 172
Entgeltung 175
Umsonst! 177
Simon Montfort 180
Ritter und Mönch 185
Ein Greis 190
Das Gesicht 194
Schlußgesang 198

Dichterischer Nachlaß.

Don Juan. Ein dramatisches Gedicht 205
Helena. Dramatisches Bruchstück 283
Gedichte 293
Protest 295
Des Teufels Lied vom Aristokraten 297
Das Gespenst 299
Zuruf 302
Die Frivolen 305
Schade! 309
Unberufen 310
Ein offner Wald 312
Trutz euch! 313
Ein Recensent 314
Einem Dichter 315
Gebildete Sprache 316
Der Rekrut 317
Der Küraß 318

Seite

Die Rache 321
Der Unhold 326
Die bezaubernde Stelle 328
Der stille See 329
In einer Schlucht 330
Einem Wanderer in österreichischer Felsenschlucht 332
Ein Heimathbruder! 334
Nie zurück 335
Der Fingerhut 337
Einklang 339
Ein Epigramm 340
In der Neujahrsnacht 1839—1840 341
Zum Jubelfeste des Erzherzogs Karl 344
Mit meinen Gedichten 352
Sonne 353
Eitel nichts! 354
Blick in den Strom 355

Lyrische Nachlese.

Jugendgedichte. Polemisches.

Abschied von Galizien 361
Abendbild 365
König und Dichter 366
An Seneca 368
In der Nacht 370
Trias harmonica 372
An Mathilde 374
An die Hoffnung 376
An die mediſirenden Damen 379
Einem Theaterdichter 383
An einen Tadler 384
Musa teleologica 385

Seite

Competenz 387

Einem Forcirten 389

Einem kritischen Nachtarbeiter 390

Einem unberufenen Lober 392

Guter Rath 393

Der Reiter von W. 394

An einen Dichter 397

Die Albigenſer.

Freie Dichtungen.

Daß alles Schöne muß vergehen,
Und auch das Herrlichſte verwehen,
Die Klage ſtets auf Erden klingt;
Doch Todtes noch lebendig wähnen,
Verwirrt das Weltgeſchick und bringt
Das tiefſte Leid, die herbſten Thränen.

Nachtgesang.

I.

O gläub'ger Hohn! o bitterste Satire
Auf diese Welt voll Haß und Feindeswuth,
Wenn der Chinese sich dem grimmsten Thiere
Vertraut und sich begibt in seine Hut,
Wenn er für sich, die Seinen, Haus und Feld
Zum Schutzgeist den verstorbnen Tiger wählt.

Er schläft getrost, wenn still der Tigergeist
Als Hüter Haus und Feld bei Nacht umkreist:
Und wohl mag ihm sein Wahn zum Schutze taugen;
Denn wenn ein Feind sich schleicht in seine Nähen,
Der sieht im Glühwurm roll'n des Tigers Augen,
Der spürt im Nachtwind seinen Rachen wehen. —

O wäre solch ein Tiger mir Genosse,
Mit Geisterkrallen, unsichtbarem Rachen
Mir den Gedankenherd treu zu bewachen,
Den Einbruch wehrend meinem Feindestrosse!
Wenn mein einsames Herz Gedanken hämmert,
Daß ich die Welt und ihren Gram vergesse,
Wenn mir an seiner hellen Feuereisse
Die Morgenglut des heil'gen Sabbaths dämmert,
Ha! Tiger! dann bewache meine Schranken,
Und kommen Störer, schlag in ihre Seelen
Als scharfe Schauer deine luft'gen Pranken,
Daß sie sich scheu verzagt von dannen stehlen! —

Wenn Erdenwünsche kommen, mich zu locken,
So spring' sie an, daß sie entfliehn erschrocken!
Und kommen klagende Erinnerungen,
Ermorde sie, bevor sie eingedrungen!
Auf eine aber stürze dich vor allen,
Zerreiße schnell mit deinen scharfen Krallen,
Verschling' auf immer du in deinen Rachen
Ein Frauenbild, das mich will weinen machen! —
Send' ich ein Lied auf die Tyrannenfratzen,
So hilf ihm, Tiger, nach mit deinen Tatzen!

Schlag ihnen breite Wunden ins Gewiſſen,
Und Höllenträume hauche auf ihr Kiſſen!
Und wenn ſie, aufgeſchreckt, die Augen reiben,
Die Kerze zünden, zitternd auf ſich ſetzen,
Blas aus das Licht, daß ſie im Finſtern bleiben,
Mach' vor der Thür Geräuſch wie Dolchewetzen!
Und will der Feige dann mit ſeinem Schrecken
Verkriechen ſich, entreiß ihm ſeine Decken
Und wickle ihn in alle Flüche feſt,
Die er getretnen Herzen ausgepreßt!
Sein Eingeweide ſchlag mit Schmerzensbiſſen,
Die wie Vergiftung durch den Leib ſich ringeln,
Daß er auffährt, nach ſeinem Arzt zu klingeln,
Du aber haſt die Glockenſchnur zerriſſen.

O Tiger! den Tyrannen quäle! quäle!
Bis er ſich beſſert, ſchüttre ſeine Seele!

Millionen wunde Herzen ſeh' ich bluten,
So viele Thränenſtröme ſeh' ich fluten,
Von frecher Willkür weit die Welt zerrüttet,
Der Menſchheit Freudenſchlöſſer rings verſchüttet,
Ich ſeh' gepeitſcht von hochgeſtellten Zwergen
Gefangne Rieſen, knirſchend ihren Schergen.

O Welt! aus allen Wüſten möcht' ich holen
Die Tigergeiſter dir zu Apoſtolen! — —
Wohin ließ ich von meinem Haß mich führen!
Ich wünſchte mir den Tiger zum Genoſſen,
Schon iſt in meinem Geiſt ſein Hauch zu ſpüren,
Und durch mein Herz ſein wildes Blut ergoſſen!

II.

Alſo ſchweiften mir die Nachtgedanken,
Bis die Sinne mir in Schlummer ſanken,
Und dem Geiſt des Haſſes Dolch entfiel.
Da begann ein Traum ſein ernſtes Spiel.

Einſam wandernd, mit dem Abendſtrahle,
Fand ich mich in einem fremden Thale.
Stumm, nach einem Laute bange ſchmachtend,
War die Wildniß, ſtumm der Himmel, nachtend.

In der Wildniß irrt' ich trüb alleine,
Und ich ſtieß auf einen Haufen Steine;
Aus den Steinen, ſtumm ein Loos beklagend,
Ragt' ein Bambusrohr, ein Fähnlein tragend.

Schlaffes Fähnlein, nicht so stille zaudre!
Schwarz und weißes Fähnlein, flattre, plaudre:
Daß ein Wandrer, den die Seinen missen,
Hier von einem Tiger ward zerrissen;
Daß er vor den schnellen Todesstreichen
Kaum die Zeit gefunden zu erbleichen. —

Und ich sah das Felsenthal sich dehnen,
Still und weit, wie satten Tigers Gähnen.
O wie war die Erde mir so traurig!
O wie war mir die Natur so schaurig!
Furchtbar schweigend stand mir gegenüber
Die Natur, stets wilder, fremder, trüber.

Horch! da rief so liebevoll, so traut,
Wie noch nie mir klang ein Erdenlaut,
Tröstend rief mir eine Stimme leise:
„Guten Abend, Freund, und gute Reise!
Wolle nicht den wilden Geist beschwören,
Dem die Wüstenthiere angehören!
Wähle nicht zu deiner Herzensbraut
Die Natur, wenn sie dir winkt vertraut.

Hold und reizend kommt sie dir entgegen,
Liebesgluten ihre Rosen scheinen,
Ihr Gesang, ihr sanfter Frühlingsregen
Scheinen sehnsuchtsvoll nach dir zu weinen.
Wenn du bist an ihre Brust gesunken,
Siehst du sie verwandelt, mit Entsetzen:
Ihre Nachtigallen werden Unken,
Ihrer Rosen Dornen dich verletzen,
Ihre Thränen sind zu Eis geronnen
Und verhageln alle deine Wonnen,
Todeshauche ihre Liebesreden,
Denn verloren ist auch ihr das Eden.
Nicht dem Tiger in den Rachen fluchen
Sollst du jene Unheilvollen, Bösen,
Denn es kann die Welt nur Gott erlösen,
Den ja brüllend selbst die Tiger suchen.

Wenn der Tiger schlau im Dickicht lauscht,
Vorspringt und ein Menschenbild zerreißt,
Blut trinkt, hat er sich in Gottes Geist,
Den er spüret, ahnungsvoll berauscht.
Flieh mit deinem Kummer nicht zu denen,
Die aus tiefrer Haft so wild sich sehnen.

Weltbefreien kann die Liebe nur,
Nicht der Haß, der Sklave der Natur;
Dem Dämonen in den finstern Stätten
Mit den Waffen schmieden seine Ketten.
Dort! sieh Golgatha! — Jehovahs Stunden,
Heil'gen Königstigers, sind verwunden.
— Also sprach der Unsichtbare leise —
Guten Abend, Freund, und gute Reise!"

Wieder stille war es in der Wüste,
Bis mich eine zweite Stimme grüßte,
Stark und voll und dringend klang die zweite:
„Hasse herzhaft! rüste dich zum Streite!
Liebe die Natur, die, treu und wahr,
Ringt nach Licht und Freiheit immerdar,
Wenn auch unter ihren heil'gen Füßen
Graun und Schmerz und Tod aufwirbeln müssen.

Waffen braucht die Welt; kein Liebeslächeln
Kann das Elend ihr von dannen fächeln,
Wär's ein Lächeln auch wie das vordem
Auf dem Kreuze zu Jerusalem.

Jener Tod hat nicht verfangen wollen,
Gott soll wieder in Gewittern grollen,
Blitze müssen in die Dächer fahren,
Schlachtgetümmel muß ihn offenbaren.

Wie die Faust einst Brand und Eisenruthen,
Muß der Geist sein Schwert, sein Feuer brauchen,
Bis die Herzen der Despoten bluten,
Und zerfallend ihre Burgen rauchen.

Menschheit will in Lüften feig verstechen,
Die entnervend durch die Herzen kriechen;
Soll sie heilen schleichend faule Sünden,
Muß die alte Wunde sich entzünden.

Elend gibt's, wovon die Welt zu reinen,
Mehr als Thränen, um es zu beweinen.
Schiebe nicht den Trost in's Nebelweite!
Hasse herzhaft! rüste dich zum Streite!
Eh die Kräfte dir im Tode schlaffen;
Guten Morgen, Freund, und gute Waffen!"

Sturmwind rauschte jetzt wie Freiheitspsalm,
Trug von hinnen mir den Bambushalm,

Blies den Steinehaufen fort wie Flaum,
Weckte mich zurück aus meinem Traum.
Und zu ſingen in der ſtillen Nacht
Hob ich an die Albigenſerſchlacht.

Frühling.

Es läßt der Frühling über ſeine Welt
Ein ſtilles Meer von Blüthendüften wallen;
Iſt's auch ein Lenzhauch, was ſich dreingeſellt,
Der Moderduft von jenen, die gefallen?

O Menſchengeiſt, wie biſt du zu beweinen!
Hättſt du nicht ſo unſelig und entſchieden
Natur, dein Lieb, verlaſſen und gemieden,
So würde auch dein Lenz ſo hold erſcheinen.
Wie würden deine Lieder wonnig rauſchen,
Und Roſen aus geweihten Herzen ſprießen;
Erwachen würde, wo ſie ſich erſchließen,
Ein tiefes Athmen und ein ſelig Lauſchen.
Nun aber iſt dein Lenz ein tödtlich Pochen,
Verheerend iſt dein Eisgang aufgebrochen.

Dem Einzlen ist was er versäumt, verloren;
Der Menschheit auch, was einmal sie verscherzt:
Kein Augenblick wird zweimal ihr geboren,
So herb es auch die Weltgeschichte schmerzt.
O Geist, ist deinem Lenz die Lust genommen,
Sey du der Welt in Schrecken auch willkommen!

Pierre von Castelnau.

Ist der krystallne Becher ausgeschwenket,
Wer sieht's ihm an, ob er mit süßem Wein
Ein Herz entflammt zu süßen Raserei'n,
Und mit Vergessen einen Schmerz getränket?
Ob er mit Gift den Zecher kalt gemacht,
Und tieferes Vergessen ihm gebracht?

Die helle Silberwolke wird nicht sagen:
Die Blüthen hat mein milder Thau besprengt,
Des Friedens Hütte hat mein Blitz versengt,
Mein Hagel hat im Wald den Lenz erschlagen:

So sieht am Rhonestrom der Wandrer nicht
Aus Peters klarem, heitern Angesicht,
Ob er den Segen in Toulouse gesprochen,
Ob er mit Fluch die Herzen dort gebrochen.

Doch, ist es auch im Antlitz nicht zu schauen,
Der Wandrer kennt des Papstes strengen Boten,
Und als er ihm den Abendgruß geboten,
Eilt er vorbei mit ahnungsvollem Grauen.

Pierr' zieht fort, das Unglück weiter tragend,
Die Ketzer mit dem Banne zu ereilen,
Sein Aug' und Ohr ringsum nach Ketzern fragend,
Sein Hals ein Köcher, voll von Fluchespfeilen.
Er ist ein Mann von den Unwandelbaren,
Rastlos, verachtend Freuden und Beschwerden,
Rasch, ohne Mitleid, trotzig in Gefahren,
Recht wie sie das Verhängniß braucht auf Erden.

Er wandert rüstig fort am Rhonestrand.
Daß er mit seinem Fluch das Glück zertrümmert
Der Stadt Toulouse, den Frommen nicht bekümmert,
Er glaubt sich nur Werkzeug in Gottes Hand.
Kein Zweifel seinen Felsenglauben stört;
Ob Innocenz nicht selbst vielleicht bethört,
Der Kirche grimmes Haupt und strenger Rächer
Die Welt verheert, ein heiliger Verbrecher?

„Wohin? wohin? Pierr' von Caſtelnau!"
Ruft ihm ein Mann, des Weges hergeſchritten,
Ein Troubadour, des Lieds und Schwertes froh,
Beim Grafen von Toulouſe wohlgelitten.
„Pierr'! ich bin ein Ketzer!" ruft der Wandrer,
„Heraus mit Fluch und Bann! hei! donnre zu!
Doch ſind wir nur ſelbander, ich und du,
Und deiner Sprüchlein achtet hier kein Andrer.
Nur die Natur iſt Zeuge deiner Schrecken;
Den Bäumen aber und den friſchen Quellen
Wirſt du das alte Gaſtrecht nicht vergällen,
Daß ſie die Frucht, den Trunk vor mir verſtecken.

O zaubre hier voraus mich in die Tage,
Die jenſeits noch jahrhundertbreiter Kluft,
Wo Pfaffenworte eine eitle Sage,
Und Niemand mehr erſchüttern als die Luft.
Verſuch's, mit deinem Sturm den Baum zu zwingen,
Daß ſeine Früchte meiner Hand entſpringen
Und von den Zweigen in die Rhone tanzen!
Laß ſich vor mir den Quell mit Eis verſchanzen!
Verſuch' es, ob, gehorchend deinem Zorne,
Das Moos mein Haupt zerſticht mit ſcharfem Dorne?

Umſonſt! hier ſteht der alte gute Brauch,
Mehr als dein Wort gilt jeder Windeshauch.
Pierr' von Caſtelnau! die Vöglein lachen,
Befiehlt dein Bann, daß ſie dem Ketzer grollen,
Und wenn mit ihm zu Wald ſie Herberg machen,
Daß ſie nicht ſingen und nicht beten ſollen!"

So ſpottend folgt dem Mönche nach der Sänger;
Die Sonne tief im Weſten ſich verneigt,
Und, unbewegt von ſeinem kecken Dränger,
Blickt ihn der Mönch verachtend an und ſchweigt.

Unwerth der Antwort dünkt ihm all die Rede,
Hohl wie das murmelnde Gebraus der Rhone;
Der Spötter harrt, daß ihn der Mönch befehde,
Bis wieder er beginnt mit keckem Hohne:
„O Pfäfflein, hüte dich auf dieſen Pfaden!
In dein Verderben jagte dich der Papſt,
Mit deſſen Bann- und Fluchgeräth beladen,
Ein Saumthier du durch die Provence trabſt."

„Ich könnte wohl auf dich den Degen ſchwingen,
Und ein Stück Leid vielleicht der Welt erſparen,

Vielleicht jedoch ihr größres Unheil bringen,
Auch scheut mein Schwert vor deinen grauen Haaren.

Ich warne dich, kehr' um, kehr' um zur Stelle
Und flieh zurück in deine Klosterzelle,
Statt in der Herberg dort zu übernachten,
Wo sie dir möchten nach dem Leben trachten!"

Da spricht der Mönch gelassen ihm entgegen:
„Nie kehr' ich um auf gottgebotnen Wegen.

Und fall' ich heute noch in Mörderhände,
Der Tod für Gott ist mein ersehntes Ende.

Du aber kehre um auf deinen Pfaden,
Und fleh zu Gott, daß er dich mag begnaden.

Du warnst den Leib, ich warne deine Seele,
Horch auf, daß ich ein Mährlein dir erzähle.

Nicht poche drauf, daß die Natur nicht höre,
Wenn ich den Kirchenbann auf's Haupt dir schwöre.

Auf die Natur darf Sünde nicht vertrauen;
Mein Mährlein läßt dich in die Zukunft schauen:

Ein Jäger kam vom Wald herausgeschritten,
Da hält ihn ein Zigeuner an mit Bitten:

„Geh, lieber Jäger, schieß uns ein paar Raben,
Weil heute wir noch nichts gegessen haben.

Am Straßenkreuze drüben, in der Gruben,
Dort liegt mein Weib und hungert mit den Buben."

Da läßt der Jägersmann drei Pfeile fliegen
Und unterm Eichenbaum drei Raben liegen.

Und der Zigeuner ist zum Baum gesprungen
Und holt das Wild für's Weib und für die Jungen.

Er wünscht im Lauf dem Waidmann Glück und Segen,
Und pflückt die schwarzen Vögel unterwegen.

Um's Feuer jubeln jetzt die braunen Knaben,
Am Eisendrathe braten die drei Raben.

Der sammelt dürre Reiser für die Flamme,
Der bricht ein Stück vom morschen Kreuzesstamme.

Der Alte ſieht's und dreht die Raben lachend,
Die Mutter ſchlägt den Schurz, das Feuer fachend.

„Es dämmert ſchon, mein Junge, heize! heize!
Sieht Niemand dich, brich noch ein Stück vom Kreuze.“

Der Alte ſpricht's und dreht die Raben lachend,
Die Mutter ſchlägt den Schurz, das Feuer fachend.

Der Knabe bricht vom Kreuze wo es modert,
Und wirft das Holz in's Feuer, daß es lodert.

„Brich noch ein Stück, denn köſtlich muß gerathen
Am Galgenholz der Galgenvogelbraten.“

Der Alte ſpricht's und dreht die Raben lachend,
Die Mutter ſchlägt den Schurz, das Feuer fachend.

Der Rauch ſteigt auf am Heiland, wie zum Hohne,
Und wirbelt ihm um ſeine Dornenkrone.

Der Schein des Feuers zittert, wie erſchrocken,
Um's bleiche Antlitz, um die blut'gen Locken.

Die Raben ſind gebraten und verſchlungen,
Jetzt wird das Kreuz vom Grunde losgerungen,

Jetzt hat die Nacht geworfen ſchwarze Schleier,
Der Alte wirft das Crucifix in's Feuer.

Die Jungen ſchüren mit geſchäft'ger Hand,
Der Alte ſpricht hohnlachend in den Brand:

„Die Juden haben dich an's Kreuz geſchlagen,
Und die Zigeuner dich in's Feuer tragen.

Wir haben nichts von allen deinen Wunden,
Als daß dein Bild uns wärmet ein paar Stunden.

Nur unſer Landsmann lindert unſre Noth,
Der älteſte Zigeuner nur: der Tod,

Der heimathlos umzieht durch alle Lande
Und ſpielt ſein traurig Lied mit ſeiner Bande."

Jetzt lauſcht der Alt' und fragt: „hört ihr nicht ächzen
Den Sturm im Wald? — hört ihr nicht Raben krächzen?"

Ja! Raben, Raben ſind's, die alſo lärmen,
Sie brauſen krächzend rings heran in Schwärmen;

Es rauſcht wie Sturm von ihren Flügelſtreichen,
Sie hacken die Zigeuner ſchnell zu Leichen.

Und als vorbei die Leut' am Morgen kommen,
So finden ſie das Kreuz hinweggenommen.

Die Aſche hat der Wind davongetragen,
Vom Sündertrupp weiß ihr Gebein zu ſagen.

Doch in den Lüften ſeht ihr Raben ſchweifen
Zu Tauſenden in zwei gekreuzten Streifen.

Das Kreuz, das frevle Menſchenhand vernichtet,
Hat die Natur ſchwarz in der Luft errichtet.

Daß Chriſtus hat, und auch für ſie gelitten,
Hat ſie ſich eingedenk in's Herz geſchnitten.

Haſt du den Witz, mein Mährlein zu verſtehen?
Wie den Zigeunern wird es euch ergehen.

Die Rabendrei, womit ſich nährten Jene,
Iſt euch die Lehre Almerichs von Bene,

Was euch der Meiſter heillos und verkehrt
Für göttliche Dreifaltigkeit gelehrt.

Ihr wollt mit frecher Luſt das Kreuz gefährden,
Das Kreuz wird gegen euch geprediget werden.

Da werden auf das Wehgeſchrei der Frommen
Zu Tauſenden die wilden Raben kommen,

Ein brauſendes Geſindel wird ſich ſchaaren
Und mordend wird es auf euch niederfahren.

Raubgier und Rache, Luſt zu Abenteuern
Wird gegen euch ein grimmes Heer befeuern.

Der Glaube, daß hier jede Schuld ſich ſühne,
Bevölkert raſch des Mordens weite Bühne.

Dann wird zerfallen manches Menſchenreich,
Dann wird dieß Land von Blut und Thränen weich;

Dann wird dieß Land von Gottes Strafgewittern
Als wie ein rothes Blatt im Herbſte zittern.

Du eile, deinen Frevelwahn zu büßen,
Wirf weinend dich dem nächſten Kreuz zu Füßen,

Und bete, leide, ringe deine Hände,
Daß Chriſtus ſeinen Troſt in's Herz dir ſende.

Dann wird der Fluch von deinem Haupt gewandt,
Durch den du biſt verworfen und gebannt!" —

Der Troubadour antwortet dem Legaten:
„Dein Mährlein, Freund, iſt ſchier zu lang gerathen;
Wohl iſt was Schauerliches drin zu ſpüren,
So weit es mein zerſtreuter Sinn verſtanden;
Doch wird's mich nicht auf andre Wege führen,
Und nicht verſtricken mich in euren Banden."

Die Sonn' iſt ab, es dunkelt ſchon die Nacht,
Und noch ein volles Stündlein bring' ich zu,
Bis meinem Lied die frohe Runde lacht
Beim ſüßen Becher Weines von Limoux,

Schon ſieht Raimund mit kummervollem Blicke,
Wie zagend rings ihn Freunde ſelbſt verlaſſen,
Preisgebend ihn furchtbarem Kampfgeſchicke,
Das ihn umzieht in ſchwärzen Wettermaſſen.
Schon ſieht er fliehend flattern ihre Fahnen
Vor Kirchenbanns-gewaltigen Orkanen;
Sie fliehn, gleich ſturmverſchlagnen Schmetterlingen,
Dahin, kein Ruf kann ſie zurück mehr bringen.

Bei Mondſchein iſt der päpſtliche Legat
Der Herberg an der Rhonefurt genaht.
Er pocht um Einlaß an das ſtille Haus,
Und öffnend tritt der ſcheue Wirth heraus.

Der ſieht, beleuchtet von des Mondes Strahlen,
Den rauhen Mönch, baarfüßig in Sandalen,
Und im Habit des Ordens von Eiſterz;
Da wird dem Mann beklommen um das Herz.
Er hat den Gaſt, ſo herb und unwillkommen,
Aus Furcht nur vor der Kirche aufgenommen.

Der Wirth, ein Ketzer, grüßt ehrfürchtig zagend,
Und führt den Gaſt in ſeine beſte Stube,

Nur nöthige und kurze Rede wagend,
Wo ihn ein Wort kann stürzen in die Grube.
Er eilt, dem Mönch die Mahlzeit aufzutischen,
Und wünscht ihm „gute Nacht“ in schweren Sorgen,
Entschuldigend, er habe Gäste morgen,
Und müsse Nachts noch in der Rhone fischen.

Der Fischer warf die Netze in die Flut;
Doch wenig denkt er an beglückten Fang,
Der Zukunft nur gedenkt er schwer und bang,
Die ob dem Lande schwebt in schwüller Brut.
Er starrt hinaus, vergessend seiner Netze,
Und bei der Büsche sausendem Geschwätze,
Und bei der Wellen dumpfem Murmelschlage
Wird noch unruhiger des Herzens Frage;
Denn ein bekümmert Herz wird es noch mehr,
Wenn viele Stimmen plaudern rings umher,
Doch theilnahmlos und nur von andern Dingen,
Als die das Herz um seine Ruhe bringen.

Nun aber hört er hinter sich im Hause
Den alten Mönch mit lauter Stimme beten,
Und was dem Ohr die Winde nicht verwehten,
Erfüllt das Herz mit ahnungsvollem Grause.

Und jetzt der Mönch am offnen Fenſter ſingt,
In Liedern kühlt er ſeiner Seele Brand,
Der Bußgeſang in düſtern Weiſen klingt
Hinaus in's mondbeglänzte ſchöne Land.
Provence! hörſt du deine Nachtigall? —
Bald wird dich ſolch Gevögel überſchwärmen,
Bald werden ſie zu Tauſenden hier lärmen,
Und viele Thränen locken wird ihr Schall;
Dann werden auch die Roſen aus nicht bleiben,
Sie werden überall hier blutig treiben.

Ein karges Mahl, ein feuriges Gebet,
Und kurzen Schlummer hielt der Kirche Streiter;
Und als der Hahn die Morgenſtunde kräht,
Erhebt der Mönch ſich raſch und wandert weiter.

Der Regen ſtrömt vom Himmel, rings umzogen,
Und wandernd ſpricht der Prieſter ſeine Meſſe;
Die Rhone rauſcht in hochgeſchwellten Wogen,
Die Schwalbe fliegt und zwitſchert durch die Näſſe.

Pierr' das Pferdgetrappel nicht beachtet,
Das hinter ihm erſchallt und näher trachtet.
Da ruft ein Mann: „Toulouſ'!“ und in die Seite
Stößt er dem Mönch den Speer und ſucht das Weite.
Hinſtürzt Pierr' und ſtirbt; ſein heißes Blut
Strömt fort, gewäſſert von der Regenflut;
Doch wird dieß Blutmal in ein Herz ſich prägen,
Wo es verwaſchen kann kein Regen.

Fulco.

„Wie kam es, daß der frohe Troubadour
Fulco ſich hat geſellt dem Prieſterorden,
Der Kirche Spür- und Hetzhund iſt geworden,
Nachwitternd ohne Raſt der Ketzerſpur?
Ein Zauber mußte ſchlagen ſeinen Mund,
Die Nachtigall verwandeln in den Hund.

Im tiefſten Forſte jagt die Pfaffenmeute,
Und Fulco's Lauf und hitziges Gebell
Verräth den grimmen Jägern ihre Beute,
Und ihre Todespfeile folgen ſchnell.

Mir thut es um den wackern Sänger leid,
Dem edle Frau'n, wenn ſeine Lieder rauſchten,
Wie keinem ſonſt in der Provence lauſchten;
Gib mir, wie er verwandelt ward, Beſcheid."

So ſtellt Roger von Beziers die Frage
Dem Freund, und dieſer ſpricht im Ton der Klage:
Auch mir iſt leid. Noch klingt mir's in den Ohren,
Und Fulco's Lied iſt das Geringſte nicht,
Was uns in dieſem Sturme geht verloren;
Es iſt verweht, wie manches Freudenlicht.

Denkſt du des Abends noch in Carcaſſonne?
Als Fulco ſang in kühler Linden Kreiſe,
Als edle Damen ſeine ſüße Weiſe
Gerührt zu ſtillem Schmerze, lauter Wonne?
Bei ſeinem ſehnſuchtsvollen Minneliede
Entfloh aus mancher ſchönen Bruſt der Friede,
Der ſolchen Klang nicht kann ertragen,
Und wich der Sehnſucht ſchlummerloſen Klagen.

Er ſang ein Lied voll tiefem Liebesgrame,
Er pries die Roſenwangen ſeiner Dame,
Und jeden Reiz, der ihn entzückend quäle,
Der Augen Glut, in welcher ſeine Seele
Sich bang verzehrt und hoffnungslos verſiegt,
Dem Bächlein gleich, wenn es vom Schattenthale
Hinaus ſich wagt zum heißen Sonnenſtrahle
Und in die Luft als irrer Dunſt verfliegt.

Doch Bächlein muß den Strahl der Sonne loben,
Weil sterbend es zum Himmel wird gehoben.

So sang er dort im Hauch der Lindenbäume,
Und auf die Wangenrosen holder Frauen
Sah man die Thränen leise niederthauen
Vom dunkeln Himmel ihrer Liebesträume.
Und wer im Herzen fühlte Liebeswunden,
War süß erleichtert, wenn auch nicht genesen;
Denn auch sein Leiden hatte Wort gefunden
In Fulco's wonnereichen Sirventesen.
Beglückt die Frau, der solche Feier gilt!
Der Sänger, dem sie von den Lippen quillt!
Ein schöner Abend war's an jenen Linden,
Wie wir vielleicht ihn niemals wiederfinden.

Nun aber will ich dir von Fulco sagen,
Wie's kam, daß er sein Saitenspiel zerschlagen,
Das Haupt sich schor, die Kutte nahm, und wild
Die Hölle malt, mit gleicher Leidenschaft,
Wie er gepriesen einst ein Frauenbild
Und jedes Herz in Sehnsucht hingerafft.
Nun schwelgt er in geschreckter Herzen Qualen,
In Bannesblitzen, so die Welt verheeren,

Wie einſt in ſchöner Augen milden Strahlen
Und in des Beifalls ſchmeichleriſchen Zähren.
Das eben war's, ein ſchöner Frauenblick,
Und ſeiner Liebe trauriges Geſchick.

Warum ein Sänger zarte Frauen
Mit ſchönem Lied ſo mächtig rührt,
Daß er ſie von der Freude grünen Auen
Zur Schwermuth, die dem Tode hold, entführt? —
Hört ihre Seele, wenn ſie lauſchen,
Im ſchönen Liede ſchon auf Erden
Die himmliſchen Gewande rauſchen,
Die ſie, verklärt, umkleiden werden?
Spürt in des Liedes trunknen Reden
Ihr Herz die Hauche ſüß erſchrocken,
Die ſchmeichelnd einſt geſpielt im Eden
Mit ihrer Ahnfrau goldnen Locken?
So daß ihr Herz hienieden bangt,
Und ſich die Seele fortverlangt?
O Frauenherz! o zarte Seele!
Wer mag ergründen, was dich quäle? —

Hat ſie dein Auge nie geſchaut
Die ſchöne Gräfin Adelheid,

Dem Grafen Barral angetraut,
So ſey es deinem Auge leid.

Wohl haſt du ihrem Ruhm gelauſcht,
Der weit durch die Provence wehte,
Als wie von einem Roſenbeete
Die Lüfte taumeln ſüß berauſcht.
Doch Namen können dir's nicht ſagen,
Wie ſie geſtrahlt im Tugendglanz,
Und in der Schönheit vollem Kranz;
Das kühnſte Wort muß bleich verzagen,
Wie dir der Duft kann ſchildern nicht
Der Roſe holdes Blüthenlicht.

Verwirrend war, es ſie zu ſchauen,
Die ſchönſte, ſittigſte der Frauen,
Ein Blick, dem Herzen ſelig bitter,
In's Paradies durch Eiſengitter.

Auch Fulco ſah ſie und ſie ihn,
Und ihre Ruhe war dahin.
Ein Augenblick, ſo ſchnell er flieht,

Iſt g'nug, daß ſich zwei Herzen nie vergeſſen;
Ein Blitz genug, die Zukunft zu ermeſſen,
Von Gram und Leid ein weites Nachtgebiet.

Die Gräfin von Marſeille war
Von Fulco's Liedern tief bewegt;
Doch was ihr Herz für Leid gehegt,
Gab nie ein Wort ihm offenbar;
In ihrem Blick nur konnt' er leſen,
Wenn ihr ertönte ſein Geſang,
Daß ſie mit einer Liebe rang,
Von der noch nie ein Herz geneſen.

Und Fulco rang mit heißen Schmerzen,
Zugleich mit Wonnen, ſchwer zu tragen;
Weh dir, wenn ſich in deinem Herzen
Der Himmel und die Hölle ſchlagen!
Er hat in ihrem Blick erkannt,
Daß ihm ihr Herz ſich zugewandt,
Doch auch, daß jede Hoffnung ſchwinde,
Und nie ſein Herz Erhörung finde.

Da wurden ſeine Lieder dringend,
Der Dame bittern Vorwurf bringend.

In ſchmerzlich grollenden Canzonen
Bewahrt' er ſtets doch zartes Schonen,
Denn nie erklang darin der Name
Der wunderholden ſpröden Dame.
Sie hieß in ſeinem Lied „Magnet,"
Auch „Allezeit" in ſeinen Grüßen;
Weil ihn hinzog zu ihren Füßen
Die Macht der Liebe früh und ſpät.

Einſt ſang er kühn: „Zerbrich das Joch
Der ſtrengen Pflicht! mich dünkt ja doch,
Daß du nach mir geheim dich kränkeſt
Und mein in ſüßer Huld gedenkeſt.
O könnt' ich mich durch Zauberei'n
Verwandeln in mein glücklich Bild,
Das oft vielleicht bei dir darf ſeyn,
Und ſtill bei Nacht dir Küſſe ſtiehlt!"
So klang das Lied des Allzukecken,
Vom Schlaf das Unheil aufzuwecken.

Ein Wandrer ſaß bei goldner Abendröthe
Im ſtillen Wald und blies die Flöte.
Da hört' er's leiſ' im Dickicht rauſchen,
Und inne hielt ſein Hauch erſchrocken,

Denn auf der Flöte helles Locken
Kroch eine Schlange vor, zu lauschen.

So kam aus ihrer finstern Schlucht,
Gelockt von Fulco's Minnesange,
Plötzlich hervor die gift'ge Schlange,
Des Grafen Barral Eifersucht.
Sie flocht in wechselvoller Windung
Und immer neuer Qualerfindung
Sich um den Gatten fest und stach
Ihn mit dem Gift vermeinter Schmach.

Die Hölle klang in Fulco's Lied
Dem Grafen Barral, und nicht länger
Am Hof geduldet blieb der Sänger,
Und der Verwiesne trauernd schied.

Als Fulco stumm verließ das Zimmer,
Da rief ihm Barral nach: „Auf immer!"
Die schöne Gräfin blickte schweigend
Ihm nach, das Haupt in Trauer neigend,
Und ihr entfallen heiße Zähren,
Die sich ihr Recht nicht lassen wehren.

Barral gewahrt der Thränen Lauf
Und tritt mit einem Fluche drauf;
Am Estrich rauh verwischt sein Fuß
Der Liebe letzten stummen Gruß.

Fulco zieht stumm; er hat kein Recht,
Barral zu fordern in's Gefecht;
Ihn bat der Dame Scheideblick,
Zu tragen still sein Mißgeschick.

Er trug es still; — doch oft bei Nacht,
Wenn Mond und Stern am Himmel lacht,
Wenn süßen Duft die Blumen senden,
Als ob sie Liebe auch empfänden,
Wenn im Gebüsch der Vogel ruft
Den Sehnsuchtslaut in weiche Luft —
Da steht der Troubadour gebannt
Und blickt zum Schlosse unverwandt,
Wo Adelheidens Lichter brennen,
Und Qualen fühlt er, nicht zu nennen.

Da reißt ihn fort die Eifersucht
Von Bild zu Bild in heißer Flucht;
Sie lüftet ihm des Schlosses Mauern,

In's Innre iſt ſein Blick gedrungen,
Er ſieht, wie Barral ſie umſchlungen;
Da faßt ſein Herz ein wildes Trauern,
Abſcheu und grimmiges Beneiden,
Und mit den Augen möcht' er ſchütteln
Das Schloß und es zuſammenrütteln,
Begraben in den Schutt die Beiden.

Und wieder ſtimmt zu ſanften Klagen
Erinnrung aus beglückten Tagen
Den Sänger; ſeine Blicke legen
Sich mit der Liebe heißem Segen
Wehmüthig an des Schloſſes Zinnen,
Bis ihn der Morgen weckt aus tiefem Sinnen.

Die Zeiten ſchlichen ſeinem Grame
Freudlos vorbei; die theure Dame
Sah er nicht mehr ſeit jenem Tag,
Als bis ſie auf der Bahre lag. —

Verworrnes Klaggeläute ſchallt,
Die Menge wandelt ernſt und ſtill
Zum Schloß, wo ſie noch ſchauen will
Der Erde lieblichſte Geſtalt,

Bevor ihr letzter, bleicher Schimmer
Verſchwunden iſt auf immer.
Nur manche fragen trauernd ſich,
Warum ſie denn ſo früh verblich?

Der Eine meint: „ſie war zu gut
Für dieſe Welt, drum hat ſie Gott entrückt
Und hat mit ihr ſein Haus geſchmückt;
Nun iſt ihr wohl in ſeiner Hut.“
Ein Andrer meint: „der Liebe Schmerz,
Den ſie verbarg, brach ihr das Herz,
Es iſt die ſchöne Frau des Grafen
Bei Fulco's Minneliedern eingeſchlafen.“

Der dieß geſprochen, ahnte nicht,
Wie ſcharfes Wort ihm da entfuhr,
Denn ſeinen Schritten folgte dicht
Und unerkannt der Troubadour;
Der trug die Bruſt ſo ſchwer, ſo voll
Von ungeheurem Schmerz und Groll.

Der weite Saal iſt ſchwarz verhangen,
Am Sarkophag die Wappen prangen.
Solch Prunken taugt, den Tod zu ehren,

Sein hohes Anſehn noch zu mehren,
Weil für das Aug' ſo höhniſch bitter
An einer Bahre Erdenflitter.

Viel Kerzen um die Leiche brennen
Und laſſen jeden Zug erkennen
Von hoher Schönheit, ſtillem Harme.
Und ernſte Mönche murmelnd beten,
Daß Gott der Todten ſich erbarme,
Als plötzlich Fulco eingetreten;
Fulco, der ſie noch ſchauen will,
So bleich wie ſie, nur nicht ſo ſtill.

Er ſieht ſie todt! — da bricht entzwei
Sein Herz mit einem wilden Schrei;
So ſchmerzlich ſeine Stimme gellt,
Daß banger Schreck die Mönche bleicht,
Der Roſenkranz der Hand entweicht
Und raſſelnd auf den Boden fällt.

Wenn jene Stimm' auf Ceylon ruft,
Tiefklagend plötzlich durch die Luft,
Wenn dort der Geiſtereremit
Aufſchreit, den nie ein Wandrer ſieht,

Doch keiner ohne Weinen hört,
So ist's ein Ruf, dem Schrei verwandt,
Der hier die Mönche aufgestört
Und sie zu Thränen übermannt;
Und jeder wünscht im Herzensgrund:
O Todte! könnt' ich dich beseelen
Und dem Unglücklichen vermählen!
Wie gerne wollt' ich segnen euren Bund!

Und Fulco starrt sie an — und weint.
Der Rosenschein auf ihren Wangen
Ist hingelöschen und vergangen;
Doch um die bleichen Lippen scheint
Für ihn ein süßes Wort zu schweben,
Ein Wort, das sie nicht sprach im Leben;
Die Augen, die allein gesprochen
Von seinem Himmel, sind gebrochen.

Das Leben schwand, die Schönheit nicht
Von diesem stillen Angesicht,
Als ob vor ihr der Tod sich scheue,
Als müßte der, vor so viel Reiz erschrocken,
In seiner grausen Eile stocken,
Zu spät erfaßt von bittrer Reue.

Vor Fulco's Leid den Mönchen graut,
Wie ſeine Augen auf der Leiche brennen,
In wilder Angſt die Zähren rennen:
Der Schrei war ſeiner Liebe letzter Laut.

Geſchieht's, damit der Tod noch herber quäle,
Wenn ſcheidend eine ſchöne Seele
So feſten Schatten wirft auf Erden,
Daß ihre Züge und Geberden
Noch ſichtbar ſind, wenn ſie entſchwunden?
Damit noch heißer bluten unſre Wunden?

Wenn unglückliche Liebe, ganz umnachtet,
Am letzten Ziele, Angeſichts
Der Leiche ſteht, ſie ſtumm betrachtet,
Das ſchöne, ſtarre, kalte Nichts,
Das grauſe Nichts, das, taub und ſtill,
Noch immer das Verlorne ſcheinen will:
Wer kann den dunkeln Weg wohl wiſſen,
Wer kann errathen wohl den Ort,
Wohin, von ihrer Leiche fort,
Die Liebe wird von ihrem Schmerz geriſſen?

Und Fulco tritt zur Todten dicht
Mit heft'gem Schritt; die Mönche bangen,
Daß er sie küssend werd' umfangen,
Doch nein, o nein, er küßt sie nicht.
Was lebend sie so streng versagt,
Fulco noch minder jetzo wagt,
Wo duldsam sie es ihm vergönnte,
Und nicht mehr hold erröthen könnte.

Aus ihren Händen löst er sacht
Das Crucifix, das küßt er wild,
Und preßt an's Herz das Christusbild,
Und athmet tief, wie traumerwacht.
Doch scheinbar nur ist sein Besinnen,
Ein andrer Traum zieht ihn von hinnen.

Sein Glück ist hin, damit ist's aus;
Doch eh des Schmerzes wilder Graus
Ihn wirbelnd ganz hinabgedreht,
Hat ihn der Sturm noch angeweht,
Der jetzt die Völker treibt auf Erden:
Er will ein Streiter Christi werden.
Er schwingt empor das Crucifix,
Entschlossnen Muths, entflammten Blicks,

Und flieht vom traurigen Gemach,
Und jeder ſtarrt ihm ſtaunend nach.

Von Adelheidens Todtenbahr
Riß ihn der Wahnſinn zum Altar.
Wenn all ſein Glück ein ſtarkes Herz verloren,
Wenn ſeine Wund' am tiefſten klafft,
Dann wird es vom Verhängniß gern erkoren
Und in den großen Sturm hinausgerafft.

Als Fulco ſtand am Sarg der Lieben,
War ihm ein Hoffen nicht geblieben,
Es finden ſich jenſeits der Thränen,
Die hier umſonſt an's volle Herz ſich ſehnen?

Vielleicht hat ihn die Kirch' erworben,
Weil Adelheid in ihr geſtorben,
Die fromme Frau, die, ſchon vergangen,
Das Bild des Heilands hielt umfangen.

Er haßt uns Andern, weil wir meinen,
Wer einen Todten liebt, ſoll weinen,
Denn ſterben iſt: im Geiſt verſchwinden,
Wir glauben an kein Wiederfinden.

Er hält am Wahn der frommen Thoren,
Daß uns die Todten unverloren,
Und grollt der Wahrheit kühnen Freiern,
Die ſich das Menſchenloos entſchleiern,
Und keck den Blick durch heilige Nebel tauchen,
Die hüllend überm Abgrund rauchen.
Ein heimlich vor der Wahrheit Zittern
Mag gegen uns ſein Herz ſo wild erbittern.

Der Traum.

Schlaf', Innocenz, ſchlaf wohl, und flöße
Ein ſanfter Traum in's Herz dir Frieden.
Doch nein, der Schmerz, der dir beſchieden,
Wächst fort im Schlaf zu wilder Größe.
Du biſt tief krank; ſollſt du geneſen,
Muß erſt dein Leib im Sarg verweſen;
Nicht heilt der Brand, der dich verzehrt,
Weil er am Ewigen ſich nährt.

Furchtbar zuweilen iſt des Traumes Macht;
Er ängſtigt, ſchmerzt, erſchüttert, droht,
Und wenn der Schläfer nicht erwacht'
Im Augenblick, im nächſten wär' er todt.

Hat man nicht oft den Abends noch Gefunden
Des Morgens auf dem Lager todt gefunden?
Sein stilles Antlitz kann es euch nicht sagen,
Ob ihn ein böser Traum erschlagen?

Ein Traum kann Uebermaß von Freude geben,
Daran das Herz nicht ward gewöhnt im Leben,
Und eilte nicht das Herz, sich selbst zu wecken,
Es stünde still in seinem Himmelsschrecken.

Solch banges oder frohes Traumgesicht
Ergreife dich mit zaubrischer Gewalt,
Und wenn dein Herz im höchsten Sturme wallt,
Dann, Innocenz, erwache nicht!

Noch wacht der Papst in späten Nachtgedanken:
Dem Gifthauch der Irrlehre preisgegeben,
Seh' ich das Christenthum auf Erden schwanken,
Das Grundgestein der Kirche fühl' ich beben.

Die Seele und der Mittelpuls, das Herz,
Der Christenwelt durchwärmend alle Adern,
Bin ich durch Gott; drum quält mich tiefster Schmerz,
Daß krank die Glieder mit dem Herzen hadern.

Wenn Lucifer sein Schwert stets wilder schwingt,
Und wenn es dem Verderbet wo gelingt,
Ein Glied vom Leib der Kirche abzuschneiden,
Durchzuckt es mich, o Gott, mit welchen Leiden!

Mein Wachen, Sorgen, ruheloses Ringen,
Das Christenthum zu halten und zu mehren,
Das Band des Glaubens um die Welt zu schlingen,
Die Welt im Strahl der Liebe zu verklären:
Dagegen stürmen rastlos böse Horden,
Sie wollen frech die Gotteseintracht morden.

Einsam hab' ich in mancher dunkeln Nacht
Der Kirche kranken Athemzug bewacht,
Und ihren Fieberträumen muß ich lauschen;
Und näher hör' ich ein Verhängniß rauschen.

Aus fernen Landen mir herübertönen
Die Ketzerstimmen — wie sie lachen, höhnen!
O wie sie manches arme Herz verheeren!
Wie sie mit Wuthgeschrei die Tempel stürmen!
Die Bilder fallen schmetternd von Altären,
Die Glocken stürzen schreiend von den Thürmen.

O dunkle Nacht, vor Gott klag ich dich an,
Wenn du dich hüllend legst um ihre Bahn.
Ich liege hier, und die verderblich Schnellen
Sind auf, das Unheil durch die Welt zu tragen;
In's weite Land hör' ich den Reiter jagen,
Den Schwimmer hör' ich rauschen durch die Wellen.
Allnächtlich stürzt er in den Strom und schwimmt,
Bis heimlich er den dunkeln Strand erklimmt;
Da harrt des Lehrers die bethörte Schule,
Und öffnet ihrem Liebling Schooß und Herz,
Wie einst am Hellespont des Griechen Buhle,
Bis ihn die Götter rissen abgrundwärts.

Wie ein gezücktes Schwert von ferne blitzt,
Ein Wetterstrahl die schwarze Wolke ritzt,
Hat ein Gedanke plötzlich mich erhellt:
Ich soll die Ketzer tilgen aus der Welt!
Wie manches blutverströmende Gefecht
Ward rühmlich für gekrönten Staub geschlagen,
Und soll mein Herz vor Schwert und Flamme zagen
Für Christi tiefgekränktes ew'ges Recht?!

Zum Kirchenhaupte fühl' ich mich erkoren
Von Gott dem Herrn; soll ich's geduldig leiden,

Wenn überall verbrecherische Thoren
Die Welt von Gott versuchen abzuschneiden?
Wenn jeder lehrt den Glauben, den er dichtet?
Wenn ringsumher, Irrlehren auszuschenken,
Giftmischer ihre Buden aufgerichtet,
Die Welt mit süßem Heidenthum zu tränken?

Schon tobt der wilde Rausch von Land zu Land,
Der Taumelbecher kreist von Hand zu Hand,
Ein jeder Wahn hat seinen Predigerorden,
Und jede Mißgeburt verrückter Träume,
Es ist die Welt ein Labyrinth geworden,
Ein Wald verderblicher Erkenntnißbäume. —
So klagt der Papst in nächtlich dunkler Stille.
Der Blutgedanke stürmt an seinem Herzen,
Mit Glut und Schwert die Ketzer auszumerzen;
Noch weigert dem Gedanken sich der Wille.

Er sendet seinen Boten, tief bekümmert,
Nach in die Ferne segnend seinen Gruß;
In ihrer Treu' sein letztes Hoffen schimmert,
Im Kampf zu siegen ohne Blutverguß.
Und müd von Arbeit, Seelenstreit und Kummer,
Ist Innocenz gesunken jetzt in Schlummer.

Doch wer da lebt, die Erde zu gestalten,
Kann drauf nicht lang und tiefe Ruhe halten;
Nur wessen Loos die Erde zu genießen,
Mag vor dem Tod die Augen fester schließen.
Ein böser Traum ergreift den Kummervollen,
Und läßt von Bild zu Bild die Seele rollen.

Er hört im Traum ein banges Glockensummen,
Die Kirche läßt ihr letzt Geläut verhallen,
Ihm dünkt die Welt von Christus abgefallen,
Er lauscht und weint — die Glocken, ach! verstummen;

So wie die Klänge leis' und leiser beben,
Verzittert in den Tod das fromme Leben.
Das heilige Tau des Glaubens ist zerrissen,
Das diese Welt an ihren Gott gebunden,
Vom Nagethier, dem Zweifel, überwunden,
Vom Zahn der Höllenratte abgebissen.

Da liegt das Kreuz zersplittert und zerschlagen,
Und drüber hin sieht er den Satan jagen;
Und Satan überläßt, dem Herrn zum Spotte,
Die Welt, ein Spielzeug, seiner Höllenrotte.

Auf ſchwarzer Wieſe tummeln ſich die Schwärme
Mit Luſt und Scherz und ungeſchlachtem Lärme.
Sie ſpielen Ball, die Welt im Fluge braust,
Die Teufel ſchlagen ſie von Fauſt zu Fauſt,
Und ihr entfährt auf ihren tollen Wegen
Ein Staubgewölke von den harten Schlägen
Und ſenkt zum ſchwarzen Grund ſich in's Verderben,
Das ſind die Seelen derer, die da ſterben.

Und weiter treibt ſein Traum zu neuer Qual
In ein verdüſtert einſam Felſenthal;
Dort hört er plötzlich eine Stimme klingen,
Sie füllt ſein Herz mit Leide zum Zerſpringen:
„Bei euch verbleib' ich bis an's End' der Tage
Als Trauerblick und als verlorne Klage!"

Und jetzt der Traum mit ihm zum Strande ſchießt,
Dort an der Rhone liegt ein Mönch getödtet,
Das bleiche Angeſicht vom Blut geröthet,
Das auf's geneigte Haupt hernieder fließt.
Vom Haupte des Erſchlagnen rauſcht empor
Ein Geier und umflattert ihn und kreiſcht:
„Gib mir zu trinken!" raſtlos ihm in's Ohr,
Wie er vom Araber Blutrache heiſcht.

Dem Haupte des erſchlagnen Freunds entſtiegen,
Indeß die Roſſe mit den Mördern fliegen.

Der Geierſchrei hat Innocenz geweckt;
Er richtet ſich empor und ſtarrt erſchreckt,
Ergoſſen iſt durch ſeine Schlummerzelle
Wie Mondesdämmern eine ſanfte Helle.

Da ſteht ein Mönch, das Haupt vorunter neigend,
Wie reiſemüd, gedankenvoll, und ſchweigend.
Und Innocenz erkennt Pierr', den Frommen,
Und ruft ihm zu: „O ſey gegrüßt, willkommen!
So biſt du ſchon zurück von deiner Sendung?
Und eilſt, zu künden mir die frohe Wendung?

O Freund, wie gut, daß du gekommen biſt,
Viel Arbeit harret dein zu dieſer Friſt.
Die Briefe dort und manche ernſte Kunde
Vertrau' ich deinen Händen, deinem Munde.
Gott ſegne dich mit ſeinem Gnadenlichte!
Wie ſteht's in der Provence? ſchnell berichte!"
Doch traurig ſchweigt der Mönch, als ob er weine,
Und iſt verſchwunden ſammt dem hellen Scheine. —

Nach ſchlimmer Nacht noch ſchlimmre Morgenſtunde;
Fulco's Geſicht im heißen Zorneslicht
Herein wie eine Racheſonne bricht,
Er bringt dem Papſt von jenem Mord die Kunde:

„Zur Kreuzfahrt, Vater! ſprich dein Machtgebot!
In tauſend Bannern laß die Rache flattern!
Schon ſchlagen ſie dir die Legaten todt,
Wie auf dem Waldweg giftgeſchwollne Nattern!

Weil ſie ſo gräulich ſind zurückgefallen,
Will Chriſtus rettend ſelbſt zurücke wallen,
Er will noch einmal als Jehovah ſchalten,
Ein zornig Blutgericht auf Erden halten.

Sey du ſein Schwert und ſeine Zunge,
Sein Donner und ſein Blitz zugleich;
Und triff vor ihrem letzten Mörderſprunge
Die Höllenkatze mit dem Todesſtreich.
Die Häreſie mit immer kühnern Sätzen
Springt durch die Welt; erwache deinen Pflichten!
Du fängſt ſie nimmermehr mit Liebesnetzen,
Soll ſie zur Ruhe, mußt du ſie vernichten!“

So Fulco sprach, des Hasses Feuer schürend,
Der einst von Liebe sang so süß und rührend.

Er schweigt und harrt des Papstes Wort entgegen;
Doch dieser spricht erst seinen Morgensegen;
In seinen Zügen ist es fest und stille,
Wie Steingepräg' in jedem Zuge steht
Entschluß und unerschütterlicher Wille;
Und ausgesprochen hat er sein Gebet.

Von Innocenz wird Fulco angeblickt,
Daß der, so kühn er ist, in's Herz erschrickt.
Bezwungen ist er von der Macht des Bannes
Im Zornblick eines großen Mannes.
Es ist derselbe Blick, der schon so lang
Als Herr die Wirren einer Welt durchdrang,
Der tausend Feinde in den Staub gestochen,
Vor dem sich zitternd Könige verkrochen.

Nun spricht der Papst: „Hä! welcher Wahnsinn lieh
Dir seine Rede, daß du so vermessen
Des Amts mich mahnst, als hätt' ich sein vergessen,
Zu züchtigen mit Macht die Häresie?

Als ich den ſchlimmen Mord durch dich vernommen,
Stand mein Entſchluß geharniſcht und in Waffen,
Zur That bereit, ganz fertig und vollkommen:
Die Ketzer von der Erde fortzuſchaffen.
Getödtet haben ſie den Friedensboten,
Und alſo ſelbſt zerhau'n den finſtern Knoten."

Die Höhle.

Im Wald iſt eine Höhle, tief und ſtill,
Wohin kein Strahl gelangt, kein Windhauch ſtreicht,
Wohin das matte greiſe Wild ſich ſchleicht,
Wenn es im Dunkeln heimlich ſterben will.

Dort ſteht ein Mönch, den Blick zum Boden ſenkend,
Wo Knochen viel zerſtreut, und alſo denkend:
Iſt's Reinlichkeit und angeborne Zucht,
Daß ſterben geht das Wild in dunkle Schlucht?
Und möchte nicht die Seele die ſich trennt,
Verſcharren gern die Leich', ihr Excrement?
Schämt ſich das Wild des Tods? ein Ahnungsſchein,
Daß Tod nicht war im Paradieſeshain,
Als es gewandelt noch in Gottes Huld,
Und dämmert traurig ihm die Erbenſchuld? —

Es wäre mehr vielleicht als von den Sternen,
Vom Thier in ſeiner Todesnoth zu lernen.

Dominicus, der ſtrengſte Mönch von allen,
Die mit der Welt und ihrer Luſt zerfallen,
Von heiliger Askeſe bleich und hager,
Sucht für die Nacht im Walde ſich ein Lager.

Er zog von Ort zu Ort, wo Ketzer weilen,
Bemüht, zu ſeinem Glauben ſie zu heilen,
Viel Tage lang, viel ſchlummerloſe Nächte
Hielt er mit ihnen heiße Wortgefechte;
Bei Manchen iſt dem Mönch ein Sieg gelungen,
Die Meiſten blieben ſtarr und unbezwungen.

Nun ziehn den Müden endlich ſeine Glieder
Erſchöpft zum langentbehrten Schlafe nieder.
Doch dünket ihm des Waldes Moos zu weich,
Der Vöglein Schlummerlied zu wonnereich;
Erſt in der Höhl', auf harten Thiergebeinen
Streckt er zu kurzer Ruhe hin die ſeinen.

Er gönnt die Ruhe nur dem armen Leibe,
Daß er ihn bald zu neuen Qualen treibe;

Und darf sein dürrer Mund zum Quell sich senken,
So will er nur den Schmerz des Leibes tränken;
Die karge Kost soll die Entsagung stärken,
Und rüsten nur zu neuen Kampfeswerken.
So drückt er seinen Leib als ein Tyrann,
Und nährt ihn doch, daß er nicht sterben kann.

Kaum aber war der finstre Mönch entschlafen,
Als weckend ihn verworrne Töne trafen;
Er fährt empor, es murmeln dumpfe Stimmen,
Er sieht im Grund der Höhle mattes Glimmen,
Und leise schleicht er nach dem Licht, dem Schalle,
Und steht am Eingang einer weiten Halle.

Die Hall' erleuchtet heller Fackelbrand,
Inmitten ist ein hoher Greis zu schauen,
Der hält die Bibel hoch in seiner Hand,
Und ihn umlauschen Männer rings und Frauen.

Er spricht: „In diesen Blättern ist enthalten
Des Heiles viel und manche Gotteskunde.
Nicht am Altar sollt ihr die Hände falten,
Die Predigt höret nicht aus Sünders Munde,

Ihr sollet keine Kirche mehr betreten,
Nicht trinkt das Wort aus schmutzigen Geschirren.
Der helle Glockenschall darf euch nicht kirren,
Die Glocken sind des Teufels Feldtrommeten."

So klang die Rede aus des Greises Munde,
Da stürzt der Mönch gewaltig in die Runde,
Er streckt sein Crucifix empor und ruft:
„Der führte mich in eure finstre Schluft,
Wenn ihr ihn ehrt, so folget seinem Licht!"
Und jeder lauscht dem Mönche, wie er spricht:

„Ging ein Mann allein zur Morgenzeit
Tief und tiefer in den Wald; die Glocken
Hört er fernher ihn die Kirche locken,
Doch er flieht zur tiefsten Dunkelheit.

Sonntag war's, zur Kirche rief das Erz,
Doch er schlug die Glocken nicht zu hören,
Mit dem Stabe mächtig an die Föhren,
Laute Flüche donnerte sein Herz.

Fromm war sonst des Mannes That und Spruch,
Doch die Priester haßt' er, weil in Sünden
Sie dem Volk das Wort des Herrn verkünden,
Ihrer Predigt sandt' er seinen Fluch.

Als er umirrt in der Waldesnacht,
Als im fernen Dickicht seinen Ohren
Ging der letzte Glockenlaut verloren,
Ueberfällt ihn heißer Durst mit Macht.
Brennend, glühend ist des Durstes Qual,
Im bekannten Forst nach allen Winden
Ist kein Bächlein nirgendwo zu finden;
Horch! da rauscht es doch mit einemmal!

„Wunderbar!" — so ruft er — „ist's ein Quell?"
Und er folgt mit sehnsuchtsvollem Lauschen
Eilig nach dem wonniglichen Rauschen;
Sieh! da springt ein Bächlein silberhell.

Seine Seele spricht ein Dankgebet,
Schmachtend ist er an den Quell gesunken,
Und er hat sich freudig satt getrunken,
Als vor ihm ein schöner Jüngling steht.

Himmlisch ist des Jünglings Angesicht,
Und er winkt dem Mann, ihm nachzuschreiten,
Von woher die Wellen niedergleiten;
Endlich hält der Jüngling still und spricht:
„Sieh ein Aas hier liegen in der Flut;
Durch das Aas kam dir der Quell gegangen,
Doch du hast ihn freudenvoll empfangen,
Und er kühlte deines Herzens Glut."

Fließt für uns des Heilands Wort zu Thal,
Geht ihm durch die Sünder- und die Thoren
Doch die Gottesfrische nicht verloren,
Und die Kühlung heißer Erdenqual.

Staunend blickt der Mann zur Flut hinein,
Dann empor, den Jüngling zu erkunden;
Doch schon ist der Engel ihm verschwunden,
Sammt dem Aas und Bächlein, hell und rein!"

Betroffen läßt der Greis die Bibel sinken:
„Weh uns! die letzte Zuflucht ist verrathen;
Doch wisse, Mönch, und sag' es den Prälaten:
Wir wollen oberhalb des Aases trinken!

Gerad' in's Herz will unser Gott uns fließen,
Nicht durch den Mund des Lasters sich ergießen."

Da murmelt's in der Menge: „Bindet ihn!
Er liefert uns zum Tod, erschlagt den Pfaffen!"
Gewaltig ruft der Alte: „Laßt ihn ziehn,
Befleckt euch nicht, wir haben andre Waffen!"

Dominicus fanatisch niederkniet,
Zerreißt, die Brust entblößend, sein Habit
Und ruft: „Gebt mir den Tod! o laßt mich sterben!
Hier einsam, nur im Angesicht der Feinde,
Und unbejubelt von des Herrn Gemeinde,
Will ich den höchsten Kranz erwerben!"
Er ruft's und seine Augen schießen Blitze
Und suchen rollend eines Dolches Spitze.

Umsonst! sein heißes Blut bleibt unvergossen,
Nur in den Winkel wird der Mönch gestoßen;
Und wieder schließt der Kreis sich um den Alten,
Und ruhig wird die Feier abgehalten.

Zum Greise jetzo tritt der „ältre Sohn," sich neigend.
Darauf der „jüngre Sohn," gebückt, ehrfürchtig, schweigend.

„Der Helfer“ naht zuletzt und führt an seiner Hand
Zur Weih' den Schüler ein, der trägt ein schwarz Gewand.

Dem hält der Greis auf's Haupt das Neue Testament,
Und mahnt ihn feierlich: sprich was dein Herz bekennt! *

Wer ist der Grund der Welt? kannst du die Frage lösen?
„Die Geister sind von Gott; die Körper sind vom Bösen.“

Glaubst du ein Auferstehn? — „Wenn's Holz geschlagen worden,
So wie es fällt, so liegt's, nach Süden oder Norden.“

Was ist der Seelen Loos? — „Sie sind von Gott gefallen,
Und müssen ihren Weg durch Noth und Sehnsucht wallen,

Bis sie der Heiland läßt die Luft der Heimath trinken,
Und, selbst vergessend sich, in Gottes Herz versinken.“

Bekenne noch, eh wir die Weih' an dir vollenden,
Wie du die Kirche siehst und ihre Gnadenspenden?

* Der Name Albigenser war ein gemeinsamer, unter welchem die katholische Kirche jener Zeit die verschiedenartigsten, moralisch und dogmatisch divergirendsten Ketzersekten zusammenbegriff. Sie glaubten nicht Alle einen Dualism; auch sollen überdiest durch das nachstehende Bekenntniß nur ungefähr die äußersten Linien ihrer Abweichung vom kirchlichen Dogma angedeutet werden.

„Der Kirche ſey der Geiſt entgegen und zuwider,
Sie läutet ihm zu Grab und ſingt ihm Sterbelieder.

Der Kirche Abendmahl iſt nur gebacken Brod,
Die letzte Oelung kann nichts ändern an dem Tod.

Das Sacrament der Eh' iſt meiſt nur Buhlerei,
Wenn ſie auch vor der Welt hingeht, der Schande frei;

Denn ſelten einmal blüht die Liebe den Genoſſen,
Die Himmelsblüthe noch, wenn ſchon die Früchte ſproſſen.

Die Taufe netzt das Kind, — den Pflanzenkeim der Regen, —
Sie mahnt uns, der Natur das Kind an's Herz zu legen.

Ich ſchwöre keinen Eid, denn nichtig ſind die Schwüre,
Im Zeitenwetter bald zermorſchen ſolche Schnüre;

Verachte jeglich Bild, zumeiſt das Kreuzeszeichen,
Das uns nicht frommt, noch Gott zur Ehre kann gereichen.

Gott gleicht nicht einem Knecht, der, kundig nicht der Schrift,
Statt ſeines Namens malt ein Kreuzlein mit dem Stift. —

Nach langem Schlafe regt ſich forſchend der Gedanke,
Doch trübt ihn noch und hemmt die Zeit und ihre Schranke.

Mag, was wir meinen, auch ſich ſpalten noch und trennen,
Die freie Forſchung iſt's, wozu wir uns bekennen.

Wir laſſen uns den Geiſt nicht hemmen mehr und knechten;
Es gilt, das höchſte Recht auf Erden zu verfechten.

Auf! wecken wir vom Tod die heilige Geſchichte,
Die erſt lebendig wird im Geiſt und ſeinem Lichte;

Mit dieſer Leuchte ſoll der Menſch den wunderbaren
Und heilig tiefen Schacht, des Heilands Herz, befahren.

Der volle Chriſtus iſt erſchienen nicht auf Erden,
Sein göttlich Menſchenbild muß noch vollendet werden.

Einſt wird das Heil der Welt, Erlöſung ſich vollbringen,
Wenn Gott und Menſch im Geiſt lebendig ſich durchdringen.

Mag auch das Jeſushild, der Wiederſchein der Sinnen,
Im regen Strom der Zeit verzittern und zerrinnen;

Wenn alles Zeugniſſe von Jeſus auch zerſchellten,
Der Gottmenſch iſt der Kern, das Herzlicht aller Welten.

So nehmet mich nun auf in euren Bund, ihr Freien!
Ich laſſe mich von euch, ſey's auch zum Tode, weihen!" —

So ſprach der Neophyt; der Greis in Freuden ſtand,
Und gab die „Tröſtung" ihm mit aufgehobner Hand;

Und ſiebenmal er ſpricht mit feierlichem Sinn
Vom Evangelium Johannis den Beginn;

Und ſiebenmal der Greis das Vaterunſer ſpricht
Und hauchet ihm dazu den Odem in's Geſicht.

Indeß Dominicus im Winkel qualvoll ſteht
Und auf die Schaar von Gott den Blitz herunterfleht.

Wer nahm hier Ketzerweih'? wer ſprach der Kirche Hohn?
Es iſt ein Troubadour, der Mönch von Montaudon.

Die Harfe jetzo nimmt, die Feier zu beſchließen,
Der Sänger, läßt ſein Herz in Reimen überfließen:

„Um euch das Pfaffenthum, das Höllending, zu ſchildern,
Muß ich nach Indien ziehn, nach grauſen Schreckensbildern.

Mit ſchwarzem Angeſicht, mit Augen aufgeriſſen,
Die ſelbſt ſich leuchten wild in öden Finſterniſſen,

Bewaffnet mit dem Schwert, Dreizack und Blutgeſchirre,
Die Schlangen um den Leib, ein wallendes Gewirre,

So fliegt die Göttin hin mit tödtlicher Geberde,
Die Amadurga heißt, auf einem Höllenpferde.

Die große Göttin iſt's der mörderiſchen Zeiten,
Seht ihr ſie zornig dort durch's Erdenleben reiten?

Wohin der Göttin Roß mit ſeinen Hufen haut,
Dort bricht der Boden ein, worauf der Menſch gebaut;

Wohin den Sturmeshauch des Roſſes Nüſtern wehn,
Da muß die grüne Saat der Hoffnungen vergehn.

Die Menſchen ſterben rings, die Sünder und die Reinen,
Mit Greiſen Kinder früh, noch eh ſie konnten weinen;

Eh sie den Tag begrüßt mit freudigen Gesängen,
Eh sie der Sonne zu die Gangesfluten sprengen.

Die Göttin reitet fort; vom scharfen Ritt geschüttelt,
Ward eine Schlange los aus ihrem Gurt gerüttelt;

Die Schlange fiel zur Erd' und kriecht durch weite Strecken,
Als Pest mit leisem Biß zu tödten und zu schrecken.

Und eine zweite sank, gelöst vom Gürtelbund,
Die richtet dort ein Volk als Hungersnoth zu Grund;

Und eine dritte ward geschleudert, zischt und fährt
Durch Menschenheere fort, die sie als Krieg verzehrt.

Die vierte aber fiel, die allerschlimmste Schlange,
Und zog vom Morgenland nach Sonnenuntergange;

Sie heißet Pfaffentrug und sticht auf ihrer Bahn
Der freien Luft an Gott in's Herz den gift'gen Zahn.

Dominicus enteilet, wuthzerriſſen,
Und ſinkt zur Erd' in Waldesfinſterniſſen.
Er klagt dem dunkeln Wald ſein Leid mit Macht,
Und klagt nicht irr, ſein Leid gehört der Nacht.

Sein Herz erfüllt ein namenloſes Grollen,
Und heiße Thränen auf den Boden rollen.
Die Tropfen ſind dem Unheil nicht verloren,
Ein ſchwarzes Unthier ward daraus geboren.

Aus ſeinen Zornesthränen ward ein Molch,
Wogegen hold wie Engel Gift und Dolch,
Wogegen Liebesketten alle Schlangen,
Die aus dem Gurt der Amaburga ſprangen.
Gottlob! es lebt nicht mehr, es ward zunichte;
Doch dem Entſetzen zeigt noch die Geſchichte
Sein Bild, des Unthiers Bau, Geſtalt und Glieder;
Die Menſchheit ſchlägt davor die Augen nieder;
Vergeſſen möchte ſie den Schreckenston,
Des Molches Namen: Inquiſition.

Das Interdict.

Nach heißem Weg ein Trunk aus frischer Quelle,
Im Schatten Ruh thut Jedem wohl zur Stelle;
Der Wiesen Grün ist jedem Wandrer hold,
Und im Gebirg ein sanftes Abendgold;
Wohl jeder spürt die süße Lebensmacht
Des Blüthenhauchs in einer Frühlingsnacht;
Selbst Gram gesteht: es ist ein lieblich Klingen,
Wenn ungestört im Wald die Vöglein singen.

Und wenn vor ihm die Donner niederschlagen,
Wer ist so stark, daß er nicht müßte zagen?
Und wer sich hingestellt zu einer Leiche
Und fest ihr schaut ins blasse Angesicht,
Wer ist so elend und betrübt, daß nicht
Ein Schauer vor dem Tod sein Herz beschleiche?

Was uns die Erde heut an Lieblichkeiten,
An Schmerz — darüber mag der Menſch nicht ſtreiten;
Doch wenn von ſeinem Himmel iſt die Rede,
Erwachen Zwietracht, Haß und wilde Fehde.
Wo ſelig ſchwelgt ein Herz in Himmelsſchätzen,
Dort fühlt ein andres Abſcheu und Entſetzen;
Noch fand ein jedes Heiligthum Verächter;
Vor Gottes Strafe zittern hier die Einen,
Die Andern ſchlagen höhniſches Gelächter,
Und möchten über ſolchen Wahnſinn weinen.

Toulouſe iſt vom Interdict getroffen;
Zum letztenmale ſtehn die Kirchen offen.
Der Biſchof Fulco eilt, dem Volk der Sünden
Den Zorn der Kirche donnernd zu verkünden.
Er wirft hinab zur gläubigen Gemeine
Mit Flammenblicken von der Kanzel Steine
Und ruft: „ſo hat der Herr im Strafgerichte
Verworfen euch von ſeinem Angeſichte!“

Die Kerzen, die am Hochaltare brannten,
Sie werden ausgelöſcht mit Klaggeberden;
Die Bilder, die dem Herzen Tröſtung ſandten,
Sind ſchwarzverſchleiert hingelegt zur Erden;

Die Trauer theilend, jedem Blick verſchloſſen
Sind die Reliquien in ihren Särgen,
Als möchten ſie ſich vor dem Volke bergen,
Das Gott aus ſeinem Angeſicht verſtoßen;
Das Bild des Herrn umhüllt der tiefſte Schleier;
Erſchüttert ſchaut das Volk des Fluches Feier;
Hinausgetrieben wird's mit grauſen Worten,
Und donnernd ſchließen hinter ihm die Pforten.

Die Pforten bleiben zu. Wer ſeinen Gram
Sonſt am Altare auszuweinen kam,
Wer kam, für einen lieben Wunſch zu flehen,
Mag lauſchend an geſperrter Thüre ſtehen;
Er hört die Orgel nicht, nun iſt ſie ſtumm,
Es tönt kein Wort im todten Heiligthum,
Er hört, wo freudig ſonſt Geſänge ſchallten,
Einſam den Zugwind wimmern durch die Spalten;
Die Prieſter, feiernd, leſen keine Meſſen,
Den Schall der Glocken hat die Luft vergeſſen.

Nur ſelten wird ein Ton vom Schlaf geweckt,
Wenn Stürme jagen durch die Glockenſtube;
Und wenn ein Kloſterbruder ſtirbt, ſo ſchreckt
Die Glocke, langſam mahnend an die Grube;

Doch an ein Grab, nicht im geweihten Grunde,
Wo ſtill die unvergeſſnen Freunde liegen,
Wo Kinder ſich zu ihren Eltern ſchmiegen;
Nein! wo die Pferde modern und die Hunde.

O trübe Hochzeit ohne Blumenkranz!
In Trauerkleidern ohne Luſt und Glanz!
Im Kirchhof werden Liebende getraut,
Auf einem Hügel kniet die bange Braut,
Und ſenkt das Haupt, des Myrtenſchmuckes baar,
In Grabeslüften flattert ihr das Haar,
In Todesſchauern ihre Seele zittert;
Erſchreckt ſieht ſie der Bräutigam erbleichen;
Vom Eindruck der Verweſung wird verbittert
Die Stund', in der ſie ſich die Hände reichen. —
Die Kirche weiß die Schmerzen zu verwalten,
Das Herz bis in die Wurzel aufzuſpalten.

Das Vorgemach.

Ein Ritter harrt auf Einlaß vor der Pforte,
Und murmelt, Seufzer gähnend, herbe Worte:
„Unselig Vorgemach der hohen Herren,
Du Folterbank der flüchtigen Minuten,
Wo man sie weiß zu strecken und zu zerren,
Zu quälen, bis sie langsam sich verbluten;
Wem du behagst, der niedrige Geselle
Soll einst dafür im Haus der Hölle büßen:
Ein Kämmerling soll ihn an beiden Füßen
Festnageln dort auf eine Fürstenschwelle!"
Im Vorgemach des Papstes harren Viele,
Prälaten, Königsboten, edle Ritter;
Doch Zweien wird zumal das Harren bitter,
Sie scharren ungeduldig an der Diele.

Zwei Mönche ſind's; wo mag das Kloſter ſtehen,
Dem ſie gehören? fremd ſind ihre Laumen,
Dieß kecke Blinzen und verſtohlne Raumen,
Und wie ſie lauernd ſcharf im Kreiſe ſpähen.

Der eine Mönch iſt hager wie ein Speer,
Und holder auch dem Leben nicht als der;
Ein finſterer Asket, wildfremd auf Erden,
Nur heimiſch im Entſagen, in Beſchwerden,
Nie trank er Wein, hat nie ein Weib umfangen,
Des Jenſeits Bläſſe ruht auf ſeinen Wangen.

Und läg' im Wald er unter einem Baume,
Der Welt entrückt in einem frommen Traume,
Still contemplirend mit geſchloſſnen Blicken,
Bald käm' ein Rab, für todt ihn anzupicken.

Der Andre, reich an Leib, ſtattlich gerundet,
Verſchmäht nicht, wie ſein heitres Lächeln kündet,
Manchmal mit ſüßer Erdenluſt zu koſen:
Wie glänzen ſeiner Wangen fette Roſen!

Doch trifft ihr Blick den Heiland an der Wand,
Fährt plötzlich über's Angeſicht die Hand,

Als wollten ſchnell verwiſchen ſie das Bild,
Vielleicht die Miene decken mit dem Schild?

Von Ungeduld mag Manchen los hier kaufen
Neugier: woher die Mönche wohl gelaufen?
Der Ritter, der ſie muſtert, und zum Glücke,
Was Blick und Miene ſchreiben, meint zu leſen,
Bekämpft die Langeweil' und ihre Tücke
Mit einem Spiel verwegner Hypotheſen;
Und flüſternd hebt er an, in tollen Mähren
Die Mönche ſeinem Nachbar zu erklären:

„Jüngſt hielt der Böſe Rath mit ſeinen Söhnen
Und alſo ließ er ſeine Stimme tönen:
Der Teufel mag ſich immer mühn und plagen;
Wenn ſeine Saaten ſchon zur Ernte reifen,
Und drüber luſtig ſeine Lerchen pfeifen,
Wird ihm die Senſe aus der Hand geſchlagen;
Die Garbe fällt in frommer Schnitter Hände,
Des Teufels Thun wird Gottesdienſt am Ende.

Ein harter Satz, ein ſchwerer Satz, Geſellen!
Wir woll'n den Block 'mal drehen und verſchieben:

Die Kirche ſoll mit frommbethörten Trieben
Als wackre Magd des Teufels Haus-beſtellen.
Im Dienſte meiner ſcharfen Repreſſalien
Entſend' ich meine Leute nach Italien.

Zwei flinke Burſche aus der Höllenbande
Verkappten ſich in braune Mönchsgewande;
Schon ſind ſie da in Papſtes Vorgemach,
Und ſinnen jetzt der Langeweile nach,
Um ein paar Studien und Marterſkizzen
Beiher ſich ins Gedächtniß einzuritzen.

Ich will dich im Vertrauen auch beſcheiden,
Was Satan auftrug jedem von den Beiden.
Ihr tretet — ſo gebot er — vor den Frommen,
Verneigt euch tief und ſprecht bewegt, beklommen:

„O heil'ger Vater, ſpricht der Eine, ſieh
Den Staub vom Grab des Herrn an unſern Füßen;
Jeruſalem erblickten wir zwar nie,
Doch läßt Sein Grab mit dieſem Staub dich grüßen.
Gewachſen iſt dieß Grab, wächst fort und fort,
Bald iſt die ganze Erde ſo zu nennen;

Wir brauchen nicht in's Morgenland zu rennen,
Stehn bald in Jesu Gruft an jedem Ort;
Als hundertblätterige Grabesrose
Blüht frisch und lustig drauf die Heidengnose.

Berauschend zieht die Strömung ihrer Düfte
Durch alle Welt, betäubend alle Lüfte.
Ein wunderlicher Frühling will sich regen;
Ja! Christus, den die Kirche ausgeboten,
Man fand ihn schal und legt ihn zu den Todten;
Und einem Neuen seufzt die Welt entgegen."

„O heil'ger Vater — spricht der Andre — trage,
Daß ich ein Wörtlein Wahres auch dir sage.
Betritt ein Erdenfürst des Bauern Haus,
So treibt der Wirth die lauten Kinder aus,
Daß sie dem hohen Gast nicht lästig werden
Mit Schreien und unziemlichen Geberden;
Wer aber Christum will bei sich empfangen,
Zeigt sich an Art und feiner Sitte minder,
Weil er Gedanken, seine Geisteskinder,
Hinaus nicht wirft, die ungeschlachten Rangen;
Und soll's dem Herrn der Welt im Haus behagen,
So muß er mit den Jungens sich vertragen.

Ach, Pontifex! und darf man ſo gering
Behandeln deinen einz'gen Herrn und Hort?
Du ſtehſt dabei, ſprichſt kaum ein ſtrafend Wort,
Sein Feldhauptmann zugleich und Kämmerling! —
Vergib, daß ich des Worts mich unterſtanden,
Allein ſo ziſcht der Spott in allen Landen."

So wird der Hauch von dieſen Mönchen klingen,
Er wird als Sturm in die Provence dringen,
Und dort die Flammen in die Burgen jagen;
Das Land der Freude wird ein Land der Klagen!"

Der Andre ſpricht: „wie weit dein Wort ein wahres,
Ich weiß es nicht, die Hölle mag's entſcheiden;
Den einen Mönch doch kenn' ich von den beiden,
Dominicus, den Kämpfer des Altares;
Wenn der die Hand vor's Auge ſich geſchlagen,
Den Blick auf's Kreuz unfähig zu ertragen,
So war's die Scham, für Innocenz empfunden,
Daß er die Ketzer noch nicht überwunden."

Die Führer.

Das sehnlichste, das quälendste Verlangen,
Das schuldbewußte Seelen weichrer Art
Ergreift auf ihrer dunklen Erdenfahrt,
Ist der Gedanke: hätt' ich's nie begangen!

Der Qualgedanke: wär' ich rein geblieben!
Verfinstert ihnen jeden holden Stern,
Vergällt der Freude innerlichsten Kern,
Hat manchen schon in frühen Tod getrieben.

Nur selten mag ein Traum die stillen Wunden
Wie Morgenluft, die einst gefächelt, kühlen,
Daß sie für wenig täuschende Sekunden
Das himmlisch leichte Loos der Unschuld fühlen.

Wie eine Mutter, die vom Schlaf erwacht,
Nach ihrem Kind im Dunkeln ſtreckt die Arme,
So greift, geweckt aus Träumen in der Nacht,
Das kranke Herz ſogleich nach ſeinem Harme.

Ein feſtes Männerherz, das Frevel that,
Will nichts von Reu und trüben Bußgeſchäften;
Mit ſeiner eignen Stärke ſchafft es Rath,
Vertraut des Willens ewig reinen Kräften,
Woran kein Makel klebt, wenn ſie ſich regen,
Den Wuſt vergangner Tage fortzufegen,
Wie von den Bergen bläst die Nebelhauben
Ein friſch lebendiges Gewitterſchnauben.

Der trübe Kranke, deſſen Leid und Klage
Den Aerzten eine unlösbare Frage,
Mag zauberkundigen Hirten, alten Frauen
Sein Leben abergläubiſch anvertrauen.
Dort ſteht ein ungezähltes Heer in Waffen:
Der römiſche Hirte läßt den Ablaß glänzen,
Die Altfrau Kirche weiß mit Indulgenzen
Von jeder Schuld Gewiſſen rein zu ſchaffen.

Viel Ritterſchaaren und viel Pilgerhorden
Vereint der abenteuerliche Glauben:
Wenn ſie durch vierzig Tage Ketzer morden,
Die Saaten tilgen, ſengen rings und rauben,
Daß Gott auf ſie die volle Gnadenflut
Ausſtröme und den gleichen Segensbronnen,
Als hätten ſie das heilge Grab gewonnen,
Worin der Leib des Heilands hat geruht.

Und Andre hören goldne Glocken läuten:
Herbei! herbei! hier fallen gute Beuten!
Noch Andre laſſen ihre Banner wehen,
Für ihre Macht auf Erden einzuſtehen.

Wagt über ſeinen Gott der Menſch zu denken,
So wird er's auch an ſeinem Fürſten wagen,
Er wird nicht blind ſich ihm zu Füßen ſenken;
Woher dein Recht? und gilt es? wird er fragen.

Das fühlen tief und bang die Krongeſchmückten,
Das trieb, daß ſie ſo raſch die Schwerter zückten,
Mehr als der Reue Schmerz und Ungeduld,
Im Ablaß rein zu werden jeder Schuld.

Zwei Männer an der Heeresſpitze reiten:
Abt Arnald, den der Papſt zum Haupt geſandt,
Graf Simon, den die Ritterſchaft ernannt,
Dem Kreuzeszug als Feldherr vorzuſtreiten.
Ein ſchrecklich Paar! der Eine kalt und klug,
Der Andre raſch wie ſturmgejagte Flammen,
So reiten Arnald und Simon zuſammen,
Geſellig wie Gedanke und Vollzug.

Oft trug das Roß Verderben, oft Beglücken,
Das Schickſal einer Welt auf ſeinem Rücken;
Wohin die Roſſe jener beiden traten,
Gefolgt vom ungeſtümen Ritterſchock,
Vergeht nicht nur das Gras von Languedok,
Vergehen auch der Zukunft Freudenſaaten.

Der Rosenkranz.

Im Schlosse Brom verschanzt und fest verhauen
Sind tapfre Ritter, banngetroffne Ketzer,
Und rings die Burg umlagernd ist zu schauen
Das Kreuzesheer, die Schaar der grimmen Hetzer.

Die Sonne neigt sich; ihr dort in der Veste,
Freut euch nochmals an ihrem holden Schimmer;
Er schwindet euch vielleicht schon heut' auf immer,
Genießet froh die letzten Strahlenreste!
Doch glänzen sie von Waffen und beleuchten,
Was bald sich soll mit eurem Blute feuchten.

Der Schiffer, rings vom weiten Meer umflossen,
Der Krieger in der Burg, vom Feind umschlossen,
Sie sollen scheiden sehn den Abendstrahl
Nicht ohne Gruß — vielleicht zum letztenmal.

Der Feldherr Simon durch das Lager reitet,
Das weithin seine bunten Zelte breitet;
Er prüft die Schleuderthürme und durchspäht
Die Mauerbrecher, jeglich Sturmgeräth,
Und er befiehlt zur nächsten Morgenwacht
Den Sturm und mahnt: seyd tapfer in der Schlacht!

Jetzt winkt er den Legaten sich heran
Und scherzt: „wenn wir das Schlößlein abgethan,
Will ich den Grafen Foix, den frevelnd kecken,
Mit einem Rosenkranz zur Kurzweil necken,
Den send' ich ihm, dran soll er Buße beten,
Bis wir ihm auf den stolzen Nacken treten."

Das Lager rauscht von wildverworrnen Tönen:
Hier Aexte zimmernd an Maschinen dröhnen,
Am Schleuderwerk die starken Seile knarren,
Dort zankt ein Trupp sich um den Futterkarren,
Wo Jeder nach dem besten Stücke trachtet,
Dort Wehgeschrei, es ist ein Faß zersprungen,
Geblök von Thieren, die das Messer schlachtet,
Geschwätz von heimischen und fremden Zungen,
Den Ketzern Flüche, pöbliſches Gelächter,
In schwerer Rüstung rasseln edle Fechter,

Die Roſſe wiehern und die Mönche ſingen,
Bis Alles mag die ſtumme Nacht verſchlingen.

Das Schloß vertheidigt Hugo von Alfar
Mit ſeiner tapfern Albigenſerſchaar.
Der Sturm beginnt beim Morgendämmern,
Steinblöcke ſtürzen donnernd an die Mauern,
Die Pfeile auf die Feinde niederſchauern,
Und Schwert und Axt auf Eiſenhelme hämmern.
Die Mauer bricht, ſie ſind hineingedrungen,
Reich ſtrömt das Blut, ſchon iſt die Burg bezwungen.

Die Leichen liegen Feind und Feind beiſammen,
Wie ſie die Schlacht geworfen hier und dort,
Drauf tritt der Haß und ſchreitet drüber fort,
Und kühlt an ihrer Kühle nicht die Flammen.

An Zeit gebricht's, zu zählen und zu fragen:
Wie viel der Unſern, Euren ſind erſchlagen?
Von Herzen gönnt dem Tode man ſein Theil,
Man zählt ihm nicht die Biſſen in den Rachen.
Baliſt und Bogen, Kolben, Schwert und Beil
Arbeiten raſtlos, Leichen viel zu machen.

Wohl euch, ihr Freien! daß ihr fielt zur Stunde!
Erſtarrt ſind eure Augen, wie ſie rollten,
Und abgebrochne Flüche noch am Munde,
Als ob ſie jenſeits noch ausklingen ſollten.

Zu ſterben raſch im männlichen Gefecht,
Und in des Haſſes Flammen zu verbrennen,
Wenn frei das Herz und wenn ſein Haß gerecht,
Das iſt ein ſchöner Tod zu nennen!

Die Helden aber ſind nicht alle todt.
Gefangen und gefeſſelt, trotzig ſtumm,
Erwarten hundert Simons Machtgebot;
Die Prieſter ordnen ſich im Kreis herum,
Und jubelnd ſingen alle Prieſter Chor:
„Te Deum laudamus!“ — Schergen winkt hervor
Graf Simon, die mit fluchverfallnen Händen
Sofort die hundert Helden blenden.
Nur Einer wird geſchont an einem Auge,
Daß er den Uebrigen zum Führer tauge.

Und blutend ſind die treuen Kampfgenoſſen
Aus dieſer Welt in Nacht hinausgeſtoßen.

Schwarz iſt die Nacht der Blindheit, die ſie ſchreckt,
Die Seele ſchwärzre Nacht des Haſſes deckt.

Simon gebeut in herriſchem Belieben:
Man bringt ein Seil, deß Ende reicht man dar
Zu Hand dem Ritter Hugo von Alfar,
Dem ſeiner Augen eines iſt geblieben.
Die Blinden Mann an Mann die Leine faſſen,
Daß ſie ſich dran des Weges führen laſſen,
Und Simon ruft: „Nun mögt ihr euch entfernen,
Ihr Ketzer, und katholiſch wandeln lernen,
Blind folgſam und gehorſam nur dem Einen,
Dem noch in's Aug' die Himmelslichter ſcheinen.

Dem Grafen Foix verbringet meinen Gruß,
Sagt ihm, daß ſein Verderben mein Beſchluß,
Wenn er nicht tief zerknirſcht, zermürbet ganz,
Der heiligen Kirche ſchwört den Treueſchwur.

Für ihn zu einem ſeltnen Roſenkranz
Hab' ich gefädelt euch an dieſe Schnur,
Dran mag der ſtolze Ketzer Buße beten,
Bis wir ihm auf den ſtarren Nacken treten."

Die Blinden ziehn des Wegs durch grüne Felder,
Sie wandeln ihre Bahn durch kühle Wälder;
Doch sind für sie die Felder nicht mehr grün,
Nicht kühlt der frische Wald des Schmerzes Glühn.

Wie sie hinziehn durch einen dichten Wald,
Mahnt Hugo sie zur Rast, sie machen Halt
Und lagern sich an moosbewachsnem Ort,
Und Balduin, ein Greis, erhebt sein Wort:
„Ich höre über mir die Bäume sausen,
Doch meine Kinder werd' ich nicht mehr sehen;
Hör' immer noch den Sang der Schergen brausen,
Doch seh' ich keinen Pfaffen mehr vergehen.

Hugo! wie steht die Sonn'? ein Priester fiel
Von meiner Hand in heller Abendglut,
Der Sonne, wie sie sank, ein Widerspiel
War jener Tolle, sinkend in sein Blut.
Da küßte, als der Pfaffe sterbend sank,
Die Sonne freudig mir das Schwert zum Dank,
Daß ich der Nacht, dem kreuzbesäten Drachen,
Geschlagen einen Zahn aus ihrem Rachen:

Was half's? die Nacht ſchlug mir nun in's Geſicht,
Nun bin ich todt für's goldne Sonnenlicht.

O daß wir Augen brauchen um zu ſchauen!
Die ganze Welt zwei Punkten anvertrauen!
Warum iſt nicht dem ſüßen Lichte offen
Der ganze Leib? er athmet noch die Luft,
Und iſt doch ſchon ſo finſter wie die Gruft.
Wär's Innocenz, den dort mein Schwert getroffen!
Wär's Innocenz, den ich dort umgebracht!
Er iſt die Seele und das Herz der Nacht.

Was flüſtert hier ſo klug in dieſem Strauch?
Biſt du ein Dämon, Wind, ſo komm und höre
Und ſtärke dich an meinem warmen Hauch
Und richt' es aus, was ich dich heiß beſchwöre:
Komm, ſpinne Zauber dir aus meinem Fluch
Und webe dir daraus ein Schleiertuch,
Das wirf behende um ein jeglich Ding,
Wornach ſich dreht des Papſtes Augenring!
Iſt es ein Prieſter, ſo verwiſch' die Lüge
Im Angeſicht, gib ihm die wahren Züge,
Entreiß' der Seele ihr verſtecktes Zeichen,
Laß ihn dem Fuchs, dem Schwein, dem Tiger gleichen!

Beſchaut ſein Antlitz Innocenz im Spiegel,
Erſchein' ihm drauf das ſchwarze Mörderſiegel!
Blickt er auf's Kreuz, ſo ſchau' er wie es wankt,
Zeig' ihm die Schlange du, die es umrankt,
Die ſie Hierarchia nennen;
Weh mir, wie meine Wunden brennen!

Hör', Dämon, hör'! die ganze Welt
Sey ihm von deinem Rachedienſt entſtellt!
Hör', Dämon, hör'! die Roſen tunk' ihm ein
In Ketzerblut, und ſchmier' ihm Ketzerblut
In's Morgenroth und in den Abendſchein,
Und ſpritz' ihm's in die Träume, wenn er ruht!"

Ein Andrer ſpricht: „Der Papſt hat's nicht gethan,
Daß wir geblendet ſtolpern unſre Bahn;
Dem Simon Fluch! dem ritterlichen Vieh!
Ein ſchlechtrer Mann trug noch den Harniſch nie.

Er ſcheint ſo fromm der Kirche nur zu dienen,
Und läßt mit reichen Landen ſich bezahlen,
Und baut ſein warmes Neſt ſich in Ruinen,
Kocht ſich ſein Süppchen bei den Bannesſtrahlen.

Aus Habgier keusch, fromm, tapfer, unbeschölten,
Pflegt er die Tugenden als fette Pfründen;
Und würden Laster ihm so reich vergolten,
Er wär' ein Held in jeder Art von Sünden.
Ich fluche nicht dem Papst, dem heiligen Narren,
Dem seine Gräuel doch von Herzen kommen;
Dem Simon fluch' ich, der das Kreuz genommen,
Aus Blut und Schutt sich schnödes Gold zu scharren."

Ein Dritter spricht: „Ich aber fluche Beiden,
Was jeder denkt, ich mag's nicht unterscheiden,
Es gilt mir gleich; mein Augenlicht verloren
Hab' ich durch Simons schergisches Gelüsten,
Der Andre hat das Heer herbeibeschworen,
Die herrliche Provence zu verwüsten.

Doch leichter kann ich jetzt mein Schicksal tragen,
Als ich's genommen hätt' in bessern Tagen,
Da meine Heimath schön und glücklich war.
O blühend Land, voll Freude und Gesang,
Dein Leben ist dahin auf immerdar!
Ich schaue nicht mehr deinen Untergang!"

Drauf Balduin der Alte spricht:
„Die Blindheit schärft mein Unglück, lindert's nicht.
Es muß in's Herz mir noch viel tiefer schneiden,
Wenn ich nicht seh', nur höre wie sie leiden.
Wenn mir in's Ohr Verzweiflung gellt,
Ist's wie ein Ruf aus einer andern Welt,
Als ob aus unsichtbaren Höllentiefen
Die Stimmen meiner Brüder riefen."

Und jetzt erhebt sich Hugo von Alsár
Und ruft, zum Aufbruch mahnend seine Schaar:
„Dem Papst nicht fluch' ich, der bekreuzte Horden
Getrieben, unser Liebstes hinzumorden;
Er that's im Wahn, zum Heile sey das recht;
Auch Simon fluch' ich nicht, dem Pfaffenknecht,
Der, selbst vor Rache blind, uns hat geblendet;
Doch groll' ich ihm, der auf dem Kreuz geendet.

Inbrünstig küßt ihm Innocenz die Wunden,
Ein zahmer Leu, der seinen Herrn beleckt;
Doch hat die scharfe Zunge Blut geschmeckt,
Und seine Wuth ist losgebunden;
Der Leu brüllt auf, und hat mit seinen Krallen
Wuthblind den eignen Meister angefallen,

Er hat ſein Bild ſchon halb zerriſſen,
Und meint es immer noch zu küſſen.

Vom Blute ſeines Herrn berauſcht,
Durchtobt die Welt der grimme Leu;
Wohin das Ohr des Wandrers lauſcht,
Hört er der Opfer Wehgeſchrei.
Die Klage zieht mit allen Winden
In der Provence fern und nah;
Es iſt im Land kein Kind zu finden,
Das nicht ſchon einen Todten ſah."

Weithin verhallt der Ruf der rauhen Kehle
Im Waldgewölb, mit Schrecken drang und Grauſen
Der Fluch Alfars den Freunden in die Seele,
Und Alle ſchweigen, nur die Bäume ſauſen.
Den Wald verlaſſen haben jetzt die Blinden;
Daß ſie den Wald um offnes Feld getauſcht,
Gewahren ſie nur an den freien Winden,
Und daß kein Laub ſie mehr umrauſcht.

Ein Schlachtfeld.

Ein weites Feld mit Leichen überſät,
Still — Alles todt — verſtummt das letzte Aechzen:
Verklungen auch der Prieſter Dankgebet,
Te Deum laudamus nur die Geier krächzen.

Was einſt Heſekiel verhieß den Geiern:
„Der Herr wird laſſen euch die Mahlzeit feiern
Auf ſeinem Tiſch und Roß und Reiter freſſen!“
Die Geier haben's heut' noch nicht vergeſſen.

Ein Geier nur den andern Geier hört,
Neidlos, denn reiches Mahl iſt hier geboten,
Die Fliegenſchwärme ſummen um die Todten,
Und ſonſt kein fremder Laut die Gäſte ſtört.

Der Klageruf verlaſſner Mütter, Bräute,
Ertönt zu ferne vom Gefild der Schlacht;
Das Raubthier kann bei ungeſtörter Nacht
Einſchlafen, wenn es mag, auf ſeiner Beute.

Im Oſten kommt der Mond heraufgezogen,
Und Schatten gaukeln um die Angeſichter,
Und um die Todten ſchleichen irre Lichter.
O Menſch, wie biſt du um dein Glück betrogen! —

„Hat Gott der Herr den Körperſtoff erſchaffen?
Hat ihn hervorgebracht ein böſer Geiſt?"
Darüber ſtritten ſie mit allen Waffen,
Und werden von den Vögeln nun geſpeist,
Die, ohne ihrem Urſprung nachzufragen,
Die Körper da ſich laſſen wohl behagen.

„War Chriſti Leib ächt, menſchlich und gediegen?
Für Schmerz und Tod wie unſerer empfänglich?
Half ihm ein Scheinleib Schmerz und Tod beſiegen
Und ſteigen aus dem Grabe unvergänglich?"
Die Frage war ſo heiß und ernſt gemeint,
Daß jetzt der Mond auf ihre Leichen ſcheint;

Die ſind gediegen, ächt, das iſt gewiß,
Wie durch die Welt der tiefe Wundenriß.
O Gott, wie du auch heißen magſt, es bleibt
Ein Schmerz, daß Glauben ſolche Früchte treibt!

Da liegen ſie zu Tauſenden, kalt, bleich;
Das Blut kann nicht mehr in den Boden ſinken,
Der Erde ekelt ſchon es aufzutrinken,
Dort in der Niedrung ſteht's, ein rother Teich.

Weil Tauſende gethan den letzten Hauch,
Meint Innocenz, der Zweifel that ihn auch?
Nein! durch das Waldgefild Alfar dort ſchreitet,
Und kummervoll ſein Blick darüber gleitet,
Und er gelangt dem Blutteich in die Näh';
Da ſpringen die Gedanken ihm hinein,
Wie aufgeſchreckte Unken in den See,
Und ſingen ihm betrübte Melodei'n.
Sie rufen über's weite Schlachtgefild
Das Unkenlied des Zweifels dumpf und wild:

Was ſoll das ewig antwortloſe Fragen,
In deſſen Ungeduld ſie ſich erſchlagen?

Warum das Schicksal so viel Schmerz verschwendet?
Zu neuem Schreck an Leichen sich erfreischt?
Und ist ein Bild der Menschheit halb vollendet,
Den blut'gen Schwamm ergreift und es verwischt?

Ob das ein Gott, ein kranker, ist zu nennen,
Der eine Welt in Fieberglut errichtet,
Und bald im Frost des Fiebers sie vernichtet?
Ist Weltgeschick sein Frieren nur und Brennen?

Ist's nur ein Götterkind, dem diese Welt
Als buntes Spielgeräthe zugefallen,
Das bald sich dran ergötzt, bald es zerschellt,
Und seine Wünsche nur vermag zu lallen?

Was ist's? — und Christus? — wunderliche Mähre!
Daß er für uns sich kümmert, zeigt uns nicht
Dieß todte Durcheinander zweier Heere,
Wo jedes fiel im Wahn der Christenpflicht.

Wird er bei uns bis an das Ende bleiben,
So lang die Zeit was findet aufzureiben?
Vielleicht daß Wahnsinn auf der Menschheit lastet,
Daß Christus als ein fixer Irrgedanke

Sie nicht verläßt, die unheilbare Kranke,
Bevor das letzte Herz im Tode raſtet?

Da liegen ſie; — wann klingen die Poſaunen,
Die weckenden? — und gibt's ein ſolches Klingen?
Die Fliegen wiſſen nichts davon zu raunen,
Und auch die Geier keine Kunde bringen,
Wenn ſie dort ungeduldig mit dem Schnabel
Auf Panzer und auf Eiſenhelme pochen,
Ob nicht Unſterblichkeit die ſchlimmſte Fabel,
Die je ein Menſch dem andern vorgeſprochen?
Ein Wahn, der Herzen plündert, und ein Trug,
Der frech dem Elend ſagt: haſt Freude g'nug!
Hier iſt dein Loos zu dulden und zu darben,
In andern Welten reifen deine Garben;
Der Senſenmann wird kommen, ſie zu ſchneiden,
Dir tauſendfach vergeltend alle Leiden,
Und Ernte wirſt du feiern mit den Engeln;
Sey froh, wenn du ihn hörſt ſein Eiſen dengeln!? — —

Hörſt, Innocenz? — in alſo düſtern Weiſen
Beginnt das Herz des Zweifels Lied zu ſingen,
Weil du es willſt zu deinem Gotte zwingen,
Ihm ſeinen Himmel mit dem Schwert beweiſen!

Der Morgen graut, die Sonne kommt, doch nicht
Begrüßt die Lerche hier das Morgenlicht.
Zertreten sind die Saaten auf den Fluren,
Die Lerchen flohen mit den Troubadouren.

Die heitern Vögel werden wiederkommen;
Ist aber einem Volk die Freude fort,
Und aus dem Herzen ihm das Lied genommen,
So kehrt ihm nie zurück das schöne Wort.

Das Vogelneſt.

An eine Kirche kam ich einſt zu wallen,
Mit Kloſterzellen, längſtverlaſſnen Hallen;
Ich trat hinein, und fühlte ſchier Bedauern,
Und wie geheime Scheu vor den Erbauern,
Daß mir in ihrem Haus der Glaube fehlte,
Der ſie ſo fromm zum ſchönen Werk beſeelte.

Wo waren ſie? — ich trat auf ihre Grüfte;
Gemähtes Gras auf allen Hügeln lag,
Zum Abend neigte ſich der Sommertag,
Die Luft war lieblich von dem Heugedüfte.
Ein zitternd Spiel ergriff das Laub der Linde,
Ganz ruhig lag das Heu im Abendwinde,
Da war kein leichtes Schwanken mehr und Beben,
Still drunter das gemähte Menſchenleben.

Der Kirchhof ist vom Kreuzgang eingeschlossen;
Wo Epheuranken an den Fenstern sprossen;
Die schlanken Pfeiler sind so fest gestellt,
Die Bögen leicht und kühn emporgeschnellt,
Hoch, luftig ragt der fromme Bau noch spät,
Die Mönche einst in keuscher Himmelskühle
Bewahrend vor der dumpfen Erdenschwüle:
Der Geist, der so gebaut, ist längst verweht.

An spitzgebognen Fenstern ist zu schauen
Laubwerk und manche Blum' in Stein gehauen;
Vor allen Bildern zierlich, wahr und lebend.
Ein steinern Vogelnest, am Aste schwebend.
Der jungen Schnäblein heischend aufgerissen,
Die Mutter sie zu atzen hold beflissen,
Sie wärmend mit den aufgespreizten Schwingen;
Die Kleinen werden fliegen bald und singen.

Ich stand gefesselt von des Meisters Macht,
Und sann gerührt, was er sich wohl gedacht.
Hat er im Bild die Kirche still verehrt,
Wie sie getreu die Kinder schützt und nährt?
Wollt' er vielleicht die Mönche traulich necken
Mit einem Bild der Liebe, Sehnsucht wecken? —

Da kam ein Hauch vom Bildner mir gesendet:
Sein klagendes Gewissen hat's vollendet.

Es hat ein Mönch gelebt in jenen Tagen,
Wo glauben hieß: den Zweifelnden erschlagen;
Er aber war noch einer von den alten,
Von jenen frommen rührenden Gestalten.

Rein, wie die Luft nach letztem Wetterstreiche,
Keusch, wie das Auge ruht auf einer Leiche,
Und Alle segnend, Allen mild und gut,
Wie Frühlingswärme auf den Saaten ruht,
So war sein Herz, so lebten seine Sitten,
Er kränkte Niemand und verletzte Keinen,
Und flossen Thränen ihm, so sind's die seinen,
Die nächtlich von der bleichen Wange glitten.

In Schreck und Mitleid zitterte sein Herz,
Frohlockten die Kreuzpilger mit der Kunde,
Wie überall die Ketzer gehn zu Grunde,
Wie jetzt die Welt so voll von Haß und Schmerz.

Ein Ungeist kam, daß er die Welt verderbe,
Die Menschheit tränkend mit dem Kelch der Leiden,

Den er gefüllt so kraftgedrang und herbe,
So rasend in den tiefsten Eingeweiden,
So reich an Qual, eh' eine Stund' entrückt,
Als hätt' er ein Jahrhundert ausgedrückt,
Und alle Bitterkeiten ohne Rest
Auf seiner blut'gen Kelter ausgepreßt.

Die Kreuzgeschmückten brachen und zerstörten
So manche Burg; der Freiheit kühne Fechter
Zu tausenden verbrannten und sie hörten
Im Tode noch der Feinde Lustgelächter.

Den Mönch erfaßt ein schauderndes Erstaunen
Bei solchen Thaten, mörderischen Launen.
Ein banges Grübeln quält ihn zu ergründen:
„Ist, was ich seh', des Frevels ganze Völle?
O Mensch, wo steht die Gränze deiner Sünden?
Kommt, wer sie sucht, bis in das Herz der Hölle?"

Die Sünde tobt in jauchzenden Gewittern,
Und vor sich selbst muß dieser Fromme zittern;
Der Name Mensch, aus welchem kein Erlösen,
Scheint ihm ein tiefer Abgrund alles Bösen,

Er lauſcht in ſeine Bruſt, ob nicht verſtohlen
Hier gleiche Ungeheuer Athem holen?

Mit alten Tagen geht er zu Gerichte;
Und vorwurfsvoll erſchreckt ihn die Geſchichte,
Wie er ein Knabe einſt den Wald durchzogen,
Und ſah ein Vöglein heim ins Neſt geflogen.

An hohen Zweigen hing die Frühlingsbrut,
Das grüne Laub hielt ſie in dunkler Hut;
Doch ſtrich der Wind, den grünen Schleier hebend,
Der Knabe ſah das Neſt, am Wipfel ſchwebend.

Da hob er einen Stein und warf empor,
Zerſtört hinfiel die Brut, und ihn ergriff,
Daß er es heut noch hört, der Klagepfiff,
Womit im Wald die Mutter ſich verlor.

War's nicht derſelbe Drang, nur noch im Kleinen,
Der dort ein Neſt, hier Burgen wirft mit Steinen?
Der düſtre Groll, der gern den Bau vernichtet,
Wo ſich ein Glück auf Erden eingerichtet?
So klagt der Mönch, und kann ſich's nicht vergeben,
Daß er den Vöglein brach ihr junges Leben.

Und das Zerstörte wieder aufzubauen,
Hat er das Nest im Felsen ausgehauen.
Oft sah man ihn zu seinem Bilde kehren,
Um seine stille Wehmuth dran zu nähren.

Jacques.

Wer weilt auf ſtiller Walſtatt noch allein
Und lugt herum bei hellem Mondenſchein,
Und bückt zu Dieſem ſich, zu Jenem nieder,
Seltſam hantirend um die todten Glieder,
Und zwiſchendurch ſich wiſchend eine Zähre?
Ein Schneider iſt's mit Ellenſtab und Scheere.

Der arme Jacques! ein Wahnwitz iſt ſein Leiden,
Nie toller war ein Schneiderhirn verdreht,
Er meint: der Antichriſt kann nicht verſcheiden,
Bis er den Sterbekittel ihm genäht.

Er ſucht nach Stoff und ſchneidet dort und hier
Vom Körper eines Ritters, eines Pfaffen
Ein Stück Gewands mit emſiger Begier,
Um für den Rieſenkittel Zeug zu ſchaffen.

Beladen trollt er heim dann manche Stunde,
Anſpringen bellend ihn des Dorfes Hunde;
Doch wend't er ſich, ſo weichen ſie, geſchreckt
Vom Fetzenthurm, der ihm das Haupt bedeckt.

Im Stüblein ſitzt nun Jacques beim Lampenlicht
Und ſichtet ſeine Lappen, fügt und ſticht;
In bunter Eintracht binden ſich zum Kleide
Des Antichriſt Tuch, Sammt und Pelz und Seide,
Was über's Meer an Pracht der Oſten ſandte,
Und was im fernen Wald des Nordens rannte..

Stoff und Gewebe vielfach und verſchieden,
Wie Herz und Glaube derer, die ſie trugen,
Und die darum ſich haßten und ſich ſchlugen,
Bis alle hüllt der gleiche Todesfrieden.

In Müh' und Haſt iſt ſchon ſein Leib geſchwunden,
Doch kleckt die Arbeit nimmer für den Kunden;
Ein Theil nur iſt vom Aermel ſeiner Rechten,
Was Meiſter Jacques genäht in hundert Nächten.

Er ſieht manchmal die Rieſenhand des Recken
Weit über's ganze Land hinaus ſich ſtrecken,

Und auf dem weiten Feld der Hand umfahren
Wie Mücken, ohne Zahl, bekreuzte Schaaren.

Wie zittert Jacques, wenn Sturmwind heult und kreischt,
Und wenn die sommerlichen Donner rollen;
Dann hört er seinen Kunden seufzen, grollen,
Der dringend seinen Sterbemantel heischt.
Wenn ihm an's Fensterlein die Schloßen klopfen,
So ist's der Todesschweiß in kalten Tropfen,
Den ihm der Antichrist an's Fenster schleudert,
Und Jacques fährt auf und schneidert fort, und schneidert,
Daß glühend seine Nadel sich erhitzt,
Und Schweiß und Blut aus Stirn und Fingern spritzt.

Umsonst! er kann den Riesenwuchs nicht kleiden,
Der arme Antichrist kann nicht verscheiden;
Doch kann's ein Schneiderlein behend und frisch,
Des Morgens lag er todt auf seinem Tisch.

Zur rechten Stund nahm Jacques die stille Flucht,
Denn Simon zieht durch's Dorf mit seinem Heere,
Er hört vom Jacques die wunderliche Mähre,
Und tritt ins Haus und forscht umher und sucht.

Der Aermel, drauf der Meiſter lag, der bleiche,
Wird ausgebreitet und genau durchſpäht!
Da ſind viele rothe Kreuze drein genäht,
Jacques war ein Ketzer, auf! verbrennt die Leiche!"

Man wirft ihn auf die angeſteckte Scheuer,
Nachfliegen ſeine Lappen ihm in's Feuer;
Von dannen zieht das Heer, rückblickend ſehen
Sie ſchon das Dorf in hellen Flammen ſtehen.

Zwei Troubadours.

„Wir ziehn zu Fuß in freudenloſer Irre;
Die ſchönen Zelter ſind entſchwundne Träume,
Die weichen Sättel und die Prachtgeſchirre,
Die Silberſchellen und vergoldten Zäume.

Die frohen Tage ſind für uns verloren.
Im freien Feld, in kühler Waldesnacht,
Wenn reitend wir ein neues Lied erdacht,
Wie gaben wir vergnügt dem Roß die Sporen!
Wenn ſonſt nach einer Burg die Sänger zogen,
Wie gaſtlich war und jubelnd der Empfang!
Wie raſch die Pforte aus dem Riegel ſprang!
Den Sängern war ein jedes Herz gewogen.
Wie dort die edlen Ritter, holde Damen
Jed' Wörtlein lauſchend in die Seele nahmen!

Willkommner iſt der Frühling nicht im Thale,
Als einſt der Sänger im geſchmückten Saale.

Das iſt vorbei und wird nicht wiederkehren.
Nun rauſcht die bange Welt von Kriegesheeren;
Die Pfeile finden jetzt den Weg zum Herzen,
Die Lieder nicht, mit Luſt und ſüßen Schmerzen.
O ſchöne Zeit, die wir verloren haben!
O trübe Zeit, die den Geſang begraben!

Wenn ſonſt auch war ein wilder Streit entzündet,
War doch dem Leid die Freude ſtets verbündet;
Da tobte minder grimmig das Gefecht
Um ein Stück Land, um ein gekränktes Recht.
Da mochte noch in ſeinem Lagerzelte,
Als Noth ihn und die Kampfgenoſſen quälte,
Der Troubadour von ſeiner Dame ſingen;
Vergeſſen ward der Hunger wie der Zorn,
Denn alſo lieblich ließ Bertrand de Born
Im Lied die Reize ſeiner Dame klingen,
Daß Sehnſucht ſüß in aller Bruſt erwachte,
Und Jeder träumeriſch der Fernen dachte.

Nun aber iſt's ein Krieg um Himmel, Hölle;
Den ewigen Mächten iſt ſein Dienſt geweiht,
Und fühllos tritt er, wie die Ewigkeit,
Der Leichen ſtarres, blutiges Gerölle.

Der Krieg wird nicht beruhigt und verſöhnt,
Wenn er das Land erſiegt, die Burgen bricht;
Und wenn der letzte Feind im Tode ſtöhnt,
Und ſtille ſenkt das bleiche Angeſicht,
So iſt kein Friedensſchimmer ſein Erbleichen,
Wie Mondenlicht nach Sturm und Wetterſtreichen.
Mag jeder Stein vom Tritt des Krieges beben,
Noch immer iſt es nicht das rechte Land,
Die rechte Burg nicht, die er überwand,
Und nicht der rechte Tod, den er gegeben.

Was ſoll ein Minnelied bei Rachechören?
Wer mag in ſolchem Sturm den Sänger hören?
Die Vögel ſchweigen, wenn die Bäume krachen,
Die Nachtigall iſt fremd im Lenz der Drachen.

Sie freveln hart; ich ſoll es weich beweinen?
Vielleicht mit einem Streitgedicht erſcheinen?

Ha! lieber soll mein Schwert in Schlachten singen,
Als je mein Lied mit rohen Knechten ringen.

Ich lasse ruhen hier an diesem Ast
Mein Saitenspiel, den sonst so werthen Gast;
Und wird fortan der Wind die Saiten rühren,
Wird Niemand doch den neuen Meister spüren,
Wenn eilig Wandrer ziehn vorüber hier,
Das Herz voll Unglück oder Kampfbegier.

In's Lager fort des Grafen von Toulouse!
Nicht taug' ich zum Gemahl in diesen Tagen
Für eine königliche Frau, die Muse;
Sie soll mir nicht den Bettlerbündel tragen.

Komm, folge mir und sey mein Kampfgefährte!
Wir wollen dort den Feinden unsrer Lieder
Eindringlich in's Gesicht und in die Glieder
Gewalt'ge Reime schlagen mit dem Schwerte."

Doch andern Sinns antwortet der Genosse:
„Ich sehne mich nach keinem Edelrosse,
Nach Prachtgeschirren nicht, noch Prunkgewanden,
Was ich bedarf, ist wenig und zu Handen.

Ich schände nicht mein Herz mit wildem Hasse;
Dem Unglück bringt, wenn nur für Augenblicke,
Ein Lied des Friedens Traum; und ich verlasse
Die Muse nicht in ihrem Mißgeschicke.

Ich will den armen Menschen Lieder singen
Und Wohlklang in gestörte Seelen bringen:
Von tapfern Thaten sing' ich dem Bedrohten,
Und dem Betrübten lob' ich seine Todten.
Ziehst du dein Schwert zum unheilvollen Streite,
War dieß mein letzter Schritt an deiner Seite."

Und wieder spricht der kriegerisch Entbrannte:
„Die Zeit ist hin, die Harf' und Herz bespannte;
Wo willst du singen, Ruhm und Lieb erwerben?
Nur einen Schluck vom Trank der edlen Trauben?
Die Einen morden und die Andern sterben,
Die Einen betteln und die Andern rauben;
So singe denn, dir ist die Wahl geboten,
Vor Bettlern, Mördern, Räubern oder Todten.
Sie haben Ruh' zu wenig und zu viel,
Um aufzuhorchen deinem Saitenspiel.

Von Burg und Hütte wird man fort dich fluchen,
Und Herberg wirst du in den Wäldern suchen.
So hungre denn im Grünen und beneide
Singvögelein, die reichversorgten Gäste,
Und hol' dir ihre Eier aus dem Neste,
Schling' künft'gen Waldgesang in's Eingeweide!

Nebst Hunger wird dich dann noch Zweifel plagen,
Wer wohl von beiden mehr beneidenswerth:
Der Sänger, der am Ast den Wurm verzehrt?
Der Sänger, den im Grab die Würmer nagen?

Fahr wohl! Wenn doch einmal in frohem Zelt
Die alte Lust zu singen mich befällt,
Wenn ich nach guter Schlacht, beim Becherklang,
Zur Kurzweil schallen lasse Spottgesang,
Und einen feigen Burschen Glied für Glied
Zusammenblas' in meinem scharfen Lied,
Und durch ihn geißle mit belachten Schwänken:
Dann will ich deiner Zug für Zug gedenken!

Mehr schallt kein Wort; doch klirren ihre Degen,
Fern tönt der Wald von ihren harten Schlägen.

Die Sänger reimen gut mit ihren Klingen,
Für jede Wunde, die den Einen traf,
Muß neu hervor das Blut des Andern ſpringen,
Und beide ſinken in den gleichen Schlaf,
Beim ſanften Rieſeln ihrer Purpurquellen,
Wo, weiches Moos, die Sterbekiſſen ſchwellen.
Sie liegen todt in tiefen Waldesgründen;
So leicht kann Unmuth wilden Streit entzünden.

Wie manches Lied in ihrem Herzen ruhte,
Ob ſich's verliert im Moos mit ihrem Blute,
Ob es verklänge an ſturmbetäubten Ohren,
Gleichviel, es wäre immerhin verloren.

Am Baume liegen ihre Harfen beide,
Bis ſie vermorſchen einſam und verwittern:
Im Windeshauch die Saiten leiſe zittern,
Und flatternd ſpielt das Band von bunter Seide.

Der Büßer.

Wer iſt ein wahrhaft armer Mann?
Iſt's der in hoffnungsloſer Kerkernacht?
Wer bei der ſterbenden Geliebten wacht?
Wer auf dem Balken treibt im Ocean?
Iſt's wer von Zweifeln ewig wird zerriſſen?
Wer eine Schuld beherbergt im Gewiſſen?
Wem ſeine Tochter rohe Krieger ſchänden?
Wer auf dem Hochgericht den Sohn ſieht enden?

Nein! wer den Jammer trinkt bis auf die Neige
Und wahrhaft elend iſt allein der Feige;
Ein Feiger, hoch vom Schickſal hingeſtellt
Und ausgeſetzt den Blicken einer Welt,
Die alle fragen, ob er kühn ſich ſtemme
Anſtürmenden Gefahren oder nicht?

Ob er ein Mann ſoll heißen oder Memme?
Wenn bleich und zitternd er zuſammenbricht.

Wie ſchmeckt die Ruthe, Herzog von Narbonne,
Graf von Toulouſ' und Markgraf von Provence?
Da ſtehſt du, nackt von deinem Fürſtenglanze,
Im Büßerhemd ein Fürſt, o Prieſterwonne!

Rings in unüberſehlichen Geſchwadern
Gafft Volk: thut nichts! der Abt weiß bleiche Linnen
Zum rothen Fürſtenmantel umzuſpinnen,
Er haut den Purpur dir aus deinen Adern.

Die Stole iſt dir um den Hals gebunden,
Dran zieht der Abt den ſtolzen Fürſten jetzt,
So geht am Strick der Farre, müd' gehetzt,
Mit Luſtgebell umtanzt von Metzgerhunden,
Wie du dem Prieſter folgſt in's Gotteshaus,
Indeß die Mönche jauchzend dich umſchwärmen
Und, dankend für das Feſt, Gebete lärmen,
Und Glocken ſchallen in des Volks Gebraus.
Des Abtes Linke hält der Stola Enden,
Die Rechte peitſcht dem Fürſten in die Lenden

Das Volk erſchien zum unerhörten Feſt,
Die Schmach Raimunds der Nachwelt zu verbürgen;
Es murrt, daß er vom Mönch ſich ſchlagen läßt,
Daß er den Muth nicht hat, ihn zu erwürgen.

Hin iſt ſein Muth, den manche Schlacht erprobte,
Der Trotz, der gegen Rom ſo feurig tobte,
Seit er, um Frieden flehend für ſein Land,
Vor Innocenz und ſeinem Zorne ſtand.

Der Büßer wird geſtellt zum Hochaltar:
Man reicht ihm Hoſtie und Reliquien dar,
Drauf muß er ſchwören nach des Mönchs Befehle,
Mit bleichen Lippen und gebrochner Seele,
Daß er gehorſam, treu, und heiß ergeben
Der Kirche dienen wolle all ſein Leben,
Nach ihrem Wink zu leben und zu ſterben,
Und bald ſein Schwert mit Ketzerblut zu färben.

O Fürſt, an Leib und Seele wund geſchlagen,
Was freut auf Erden dich ſo unermeßlich?
Daß du nicht lieber ſtirbſt wie Schande tragen,
Was lockt hienieden dich ſo unvergeßlich?

Die Erde iſt und was ſie hat nicht werth,
Daß ſich ein Mann, um drauf zu ſeyn, entehrt.

Viel hundert Knecht und lumpichte Geſellen
Steh'n da und bohren dir Verachtungsblicke
In deines Leibes ruthenwunde Stellen;
Sie ſchauen ihre niedrigen Geſchicke
Mit deinem Looſe prachtvoll ausgeglichen,
Da alſo ſchnöd der Muth von dir gewichen.

Wohl brennen dich die Blicke deiner Knechte;
Die Blicke auch der Treuen, die dich lieben,
Denn jeder wünſcht: o wär' er todt geblieben
Im matteſten, unrühmlichſten Gefechte!
O hätt' er Gift geſchluckt in ſeinem Schrecken,
Das Zittern ſeiner Glieder zu verſtecken!

Sie ſtaunen ſchmerzlich, daß du ſie verlaſſen,
Und ſchwörſt, bis zur Vertilgung ſie zu haſſen —
Wer untergehn im Strome den Genoſſen
Unrettbar ſah und ſchaudernd auf die Stelle
Vom Ufer hingeſtarrt, wo ihn die Welle
Verſchlungen und ſich über ihm geſchloſſen,

Der hat gefühlt verwandten Schmerz des Leides,
Das Raimunds Freunden in die Herzen ſtach,
Als über ihm zuſammenſchlug die Schmach,
Als ſie die Worte hörten ſeines Eides. —

Drauf ſchwört Graf Raimund: daß er nie und nimmer
Den Mord Pierre's von Caſtelnau geboten;
Er ſchwört's bei Gottes letztem Gnadenſchimmer
Und betet knieend für den frommen Todten.

Wie wahren Eid Graf Raimund hier geſchworen,
Weiß jener Mann, der dort am Rhoneſtrand
Dem Mönch den Tod, dem Roſſe gab die Sporen,
Und ohne Spur verſchwunden aus dem Land.

Der Abbas ſpricht: „Des Bannes ſchwere Bürde
Heb' ich von deinem Haupt und jede Schuld;
Die Kirche nimmt dich auf in ihre Huld,
Sie ſchenkt zurück dir jede Macht und Würde.
Nimm hin das Kreuz, ihr heiliges Geſchenk,
Trag's auf der Bruſt und rüſte Tag und Nacht,
Brich auf zu Chriſti Heer mit ganzer Macht,
Sey deines Eids, der Ruthe ſey gedenk!“

Vorüber iſt die qualenvolle Stunde;
Schamflüchtig vor des Volkes dichtem Schwalle,
Mit wundem Leib und tiefrer Seelenwunde,
Enteilt Raimund durch eine Seitenhalle;
Und muß, ob's Zufall, ob Vergeltung ſey,
Am Grab Pierre's von Caſtelnau vorbei.
Er hätte gern ſein Loos zum Tauſch geboten
Dem ruhigen und hochgeehrten Todten.

Und traun! er läge beſſer auf der Bahre,
Als noch die bangen, ruhmenterbten Jahre,
Die Kraft in Scherben, und den Muth in Splittern,
Umherzuſchwanken in den Kampfgewittern,
Bald dieſem Heer, bald jenem zugeſellt,
Bis er verſiechend auf das Lager fällt,
Und, da ihn lange Niemand will beſtatten,
Sein Leib zuletzt zur Speiſe wird den Ratten.

Der Besuch.

Einsam in weithin unwirthbaren Gauen
Im Wald wird eine Herberg angetroffen,
Des müden Wandrers stundenlanges Hoffen,
Wie freut er sich, wenn endlich sie zu schauen!

Schon ist es Nacht, das Haus umsaust der Wind,
Drin sitzen Vater, Mutter, Ahn und Kind,
Und Knecht und Dirne am Kamin beisammen,
Und werfen derbe Scheiter in die Flammen,
In kalter Winternacht geborgen heiter,
Denn willig brennen fort die harzigen Scheiter.

Die Mutter bringt manch Mährlein auf die Bahn,
Von Fee und Ritter, Glück und Abenteuer,
Die Andern horchen auf, nur nicht der Ahn,
Der kauert dicht und sinnet still am Feuer,

Umstörend ihr Erinnerungen, alten,
Ob er schon einen Winter solcher Art
Erlebt, wie dieser jetzt auf Frankreich starrt;
Doch keinen denkt er je so grimmig kalten.

Horch! noch so spät, bei solchem Frost, Besuch?
Es pocht an unsre Thür, was mag es geben?
Verrath und Häscher um uns aufzuheben?
Ist's Theodor der Meister, mit dem Buch?

Er ist's, er tritt herein in's warme Zimmer,
Doch grüßt er nicht, verstört, so scheint's, von Leid;
Er setzet sich, da thaut des Reifes Schimmer
Und fließt herab von seinem Winterkleid.
Das Eis von Bart und Wangen niederfeuchtet,
In's Antlitz scheint das Feuer und beleuchtet
Abscheu und Zorn, entsetzenvolle Trauer;
Und Alle faßt um ihn ein banger Schauer,
Wie er in's Feuer starrt, vom Frost gerüttelt,
Vom Aufruhr in der Seele wild geschüttelt.

Lang saß er schweigend so, in sich versunken;
Da plötzlich greift er in die Brust und nimmt

Das Buch und wirft es in die Glut ergrimmt,
Daß in die Stube ſpritzen helle Funken,
Und ruft: „Unſelig Buch! du magſt verbrennen!
Aus dir die Menſchen eine Bosheit holen,
Wie nicht die Tiger in der Wüſte kennen;
Sammt meinem Glauben magſt du hier verkohlen!
's iſt aus! nie iſt ein Gott gewallt auf Erden,
Der Menſch im Zorn muß ſelbſt Meſſias werden!"

Er ſchweigt und ſtarrt; der Ahn, der greiſe, frägt:
„Was wirfſt du, Thor, die Bibel in die Glut,
Die du ſo oft, ſo gern uns ausgelegt?
Was hat ſo ſchlimm verwandelt deinen Muth?"

Und Theodor entgegnet: „Alter, höre!
Vergib, wenn ich den letzten Traum dir ſtöre.
Es iſt ſo furchtbar kalt ſeit dreien Tagen,
Daß todt die Vögel fallen aus den Lüften
Und auf den Schnee wie Steine niederſchlagen,
Es frieren ſchier die Todten in den Grüften,
Was noch lebendig iſt, das flieht und haſtet
Und keinen Augenblick im Freien raſtet;
In's Herz hinunter ſtockt der Brunnenquell,
Die Wölfe heulen um ein zweites Fell,

Aufberſtend kracht die eisgeſprengte Kiefer;
Hart hat der Tod die Erde angepackt;
Zu zittern ſchien mir Chriſt am Kreuz, ſo nackt,
Zur Hölle kriecht hinein der Teufel tiefer.
Er mag's; hat er doch manchen Pfaffenmann,
Auf den er ſich indeß verlaſſen kann.

Bei ſolchem Froſt hat man — wem ſey's geklagt? —
Verbannt die Unſern und hinausgejagt.
Der Biſchof ließ ſie ſpüren, ließ ſie greifen,
Die Häuſer, drin ſie übernachtet, ſchleifen.
Der edle Meiſter Gerhard ſprach in Mitte
Der Prieſter laut: ſchuldlos iſt unſre Sitte!
Er ſprach im Richterſaal, nein, Tigerſtalle:
Ich bin Apoſtel, Chriſten ſind wir Alle!
Das frommte nichts; hinaus in Sturm und Schnee!
Und ſchweigend trugen ſie das bittre Weh.

Hülfloſe Nacht, es drückt das bange Weib
Umſonſt ihr Kindlein an den armen Leib;
Nicht kleckt der Mutterhauch, es warm zu halten,
Verzweifelnd fühlt ſie's an der Bruſt erkalten.

Sie irren in der Schneenacht hin und wieder,
Und ſinken endlich müde, ſchläfrig nieder!
Sie ſchlafen ein, und ſtille wird ihr Schmerz,
Erbarmend legt die Nacht ſich an ihr Herz,
Und ſaugt ihm leis unſpürbar aus der Wunde
Das Leben aus, wie Gift, mit kaltem Munde.
Ich habe ſchaudernd im Vorübergehen
Sie dort beiſammen liegen ſehen."

Foix.

Wo der Held die Bande des Geiſtes bricht,
Fehlt auch der Thor, der frevelnde, nicht,
Der von der Feſſel zwar los ſich reißt,
Doch mit der Feſſel zugleich vom Geiſt;
Wie der Fuchs in der Eiſenfalle verzagt,
Und weil er ſie nicht kann brechen entzwei,
Das gefeſſelte Glied vom Leibe ſich nagt,
Um zu verbluten im Walde frei.

Der Graf von Foix will nur genießen
Die Freuden, die irdiſch auf Erden ſprießen;
Ungläubig verhöhnt er und verachtet,
Was über die Erde hinübertrachtet.

Ihm iſt das Grab wahrhaftiges Grab,
Der Tod ein hoffnungsloſes Hinab.
Er lacht der Einen, die für die Lehren
Der Kirche ſich rotten zu grimmigen Heeren,
Er lacht der Andern, die frommen Witzen
Zu lieb ihr köſtliches Blut verſpritzen.

Das Alles nennt er ein ſtrittiges Meinen,
Indeß man über des Weibes Küſſe,
Des Weines Freudengewittergüſſe
Schon ſeit Jahrtauſenden iſt im Reinen.

Mit Roſſen, Gauklern, Dirnen und Jägern,
Stoßvögeln, Hunden und Lautenſchlägern,
Mit vollem Rüſtzeug der Luſt umgeben,
Zu genießen raſch ein verfehmtes Leben,
Braust Graf von Foix durch die Felder hin
Zum Kloſter des heiligen Antonin.

Ein Mönch, die Lämmer des Kloſters weidend,
Und eben ein Rohr zur Flöte ſich ſchneidend,
Sieht's, taucht in's Gebüſch vor ſolchem Zug
Und ſchlägt erſchrockene Kreuze g'nug.

Er hört Geplauder, Wiehern, Gelächter,
Gebell und Vogelkreiſchen dazwiſchen,
Drein klägliches Blöken die Lämmer miſchen;
Ach, in die Heerde ſtürzen die Schlächter.

Sie kommen den Hügel heraufgezogen,
Gleich ſteigenden Ueberſchwemmungswogen,
Sie ſtoßen in's Horn, Einlaß verlangend,
Der Pförtner gehorcht dem Rufe bangend,
Der Schlüſſel irrt in zitternder Haſt,
Bis drehend im Schloß den Riegel er faßt,
Auf geht die Pforte zur ſchlimmen Stunde,
Des friedlichen Kloſters klaffende Wunde.

Foix führt in die Kirche, die Mönche zu necken,
Sein Roß und tränkt es im Weihebecken;
Der eiſenbeſchlagne Gaul betrat
Die Marmorglätte mit zögernder Scheu,
Gleich weiß der freſelnde Reiter Rath,
Wirft Meßgewänder ihm vor zur Streu.

Er ſchüttet ſeinem geliebten Traber
In's Tabernakel den Zehenthaber,
Und ſpricht mit ſpöttiſch verzogner Lippe:

„Das heilige Kindlein von Bethlehem
Lag dort ſo ärmlich und unbequem,
Hier ſchläft es nun wieder in einer Krippe;
Doch Gold nicht und Myrrhen, noch Weihrauch läßt
Mein Hengſt ihm fallen zum Wiegenfeſt.“

Er ſcherzt, indem er den Falken wiegt:
„Sieh, ſieh! dort über dem Altar fliegt
Der weißgefiederte Köhlerglaube,
Der heilige Geiſt im Flaumenkleide;
Auf, auf, mein Falke, du luſtiger Heide,
Und beize herab mir die zierliche Taube!“

Die Gnadenmutter der gläubigen Seelen
Steht zierlich geſchnitzt und ſtrahlt in Juwelen;
Die loſen Dirnen, zum Tanz ſich ſchmückend,
Umringen die Jungfrau Maria pflückend;
Sie rauben der Stirne den Blumenkranz,
Vom Hals das goldgeſtickte Gekröſe,
Die Perlen, der funkelnden Steine Glanz,
Und ſtreicheln das Kinn ihr: „o ſey nicht böſe!“

Indeſſen die Köche was nöthig fodern,
Am Herde gewaltige Scheiter lodern,

Und im Takte provençaliſcher Weiſen
Am Spieße, ſich bräunend, die Lämmer kreiſen.

Die Knechte bringen den Wein in Mulden,
Raſch wandeln die Becher im luſtigen Kreiſe,
Zum Prior der Graf ſpricht, ſchelmiſch leiſe:
„Ei! gebt mir Beſcheid und ſagt mir in Hulden,
Braucht ihr das Alles zum Opfer der Meſſe?
Iſt alle der Wein nur Blut des Herrn?
An ſeine Größe glaub' ich wohl gern,
Verträgt er ſo reichliche Aderläſſe."

Der Graf ermuntert das wüſte Toben;
Ein Schalksnarr ſteht auf der Kanzel oben,
Mit tollen Geberden, mit ſcharfem Gekreiſch,
Er predigt: „Im Anfang war das Fleiſch;
Und Gott war das Fleiſch, und dieſes war
Bei ihm beſtändig und immerdar;
Und das Fleiſch iſt Wort geworden und Licht;
Johannes ſchrieb verkehrten Bericht.
Drum ſollen das Fleiſch wir halten in Ehren,
Seyd luſtig, ihr Kinder, und laßt es gewähren."

Er ſpringt von der Kanzel und ſinkt auf's Knie
Vor einer Dirne mit Courtoiſie:
„Komm, ſchönſte der Damen, die Geigen locken,
O tanze mit mir! die Stunden rennen,
Wer weiß, wie bald wir beide verbrennen
Und tanzen im Wind als graue Flocken.
Ach, Aſchenflocken dein blühender Leib!
Komm, hänge dich feſt, du ſüßes Weib,
An mich, und liebe mich wild und zart,
Eh' du hangen bleibſt an des Pfaffen Bart!"

Und Foix lacht auf und ſchmettert in's Horn,
Die Mönche zittern vor Angſt und Zorn.
Der Reigen iſt los, ein brauſendes Jagen,
Die Tänzer fliegen in grimmiger Luſt,
Als fühlten ſie alle doch in der Bruſt
Das unbetäubte Verhängniß ſchlagen.

Carcaſſonne.

Simon mit ſeiner ganzen Heeresmacht
Belagert Carcaſſonne Tag und Nacht.
Drin ſchützt Roger ſein Volk und lenkt den Streit;
Die Männer ſind zu jedem Tod bereit.
Der Frauen manche ſchnitt ihr ſchönes Haar,
Und gerne bringt ſie es zum Opfer dar,
Froh, daß ſie kann mit ihrer Zierde nützen,
Flicht ſie die Bogenſehne draus dem Schützen;
Die Kinder zitternd ihre Hände falten
Und beten zu den Mauern, daß ſie halten.

O daß ſie hielten! draußen aber ſtürmen
Beſchwingte Felſen von den Schleuderthürmen;
Schon brechen hier und dort die Quaderſtücke,
Den Feinden lacht die offne Mauerlücke.

Ingrimmig in die Mauern ſchlägt „die Katze“
Mit Eiſenkrallen ihre Eichentatze;
Sie ſchlägt die Takte zu den frommen Sängen,
Womit die Prieſter helfen ihren Streitern,
Die ſie wie weiches Oel in's Feuer ſprengen;
Simon gebeut den Sturm, man ſtellt die Leitern.

Hinan! ſie klettern haſtig und verwegen,
Und Andre ſtürzen von den höchſten Sproſſen
Den Klimmenden entgegen ſchon, erſchoſſen,
Es fällt ohn' Unterlaß ein Leichenregen.
Die Krieger mengen ſich im Steigen, Fallen,
Wie eines Springquells Auf- und Niederwallen.

Graf Simon lenkt mit donnernden Geboten
Den Sturm: „Hinan! erſchreckt nicht vor den Todten;
Sie fraßen viel vorweg euch von den Pfeilen,
Mit ihnen müßt ihr nicht die Beute theilen,
Im Namen Jeſu Chriſti, drauf und drein!“
Die Schwärme ſtürmen durch das Mauerloch,
Das von der Katze ſchütterndem Gepoch
Aufklafft, die Stücke brechen Stein auf Stein.

Doch bricht kein Stück von jenem Heldenherzen,
Das, groß genährt von seines Volkes Schmerzen,
Das Leid und Schicksal all der Seinen trägt;
Seht ihr Roger den Helden, wie er schlägt!
Dort an dem Thurm, drauf seine Fahne weht,
Vicomte Roger mit breitem Schwerte mäht
Wie Halme die bekreuzten Männer nieder;
Nie grüßt, wer ihn nicht flieht, die Heimath wieder.

An seiner Seite ficht Graf Foix, der kecke,
Und ihm zu Füßen wächst die Leichenstrecke;
Und die von ihren scharfen Klingen starben,
Läßt Foix mit Schnüren binden jetzt in Garben;
Dem Grafen Simon stürzen sie zu Füßen,
Für jenen Rosenkranz ein Gegengrüßen.

Nachdem er hundert Herzen Halt geboten,
Ist nun auch Foix gesunken zu den Todten.

Im Sturm hat Simon jetzt den Wall erklettert,
Und manchen Feind sich aus der Bahn geschmettert,
Indem er durch zu jener Stelle bricht,
Wo Held Roger die hellen Wunder ficht.

Die Beſten ſind zu jenem Ort gedrungen,
Und heißer ward auf Erden nie gerungen.

Die Sage ſpricht: dort ballte das Verderben
Im Kampfe ſich, dort war ſo dichtes Sterben,
Daß irr die Seelen, die von dannen wallten,
Im wilden Kampfgewühl zuſammenprallten,
Und dann, noch krank von ihres Haſſes Toben,
Mit Grauen weithin auseinander ſtoben.

Wie Liebesluſt, wenn ſchon ihr Drang gebüßt,
Nachſchwelgend noch mit trunknen Lippen küßt,
So zückt, nicht ſatt von ihrem Todesſtreiche,
Die Haſſesluſt den Stahl noch auf die Leiche.

„Hinab!“ ſo ſchallt nun Simons mächt'ge Stimme,
Er weicht dem Schwert Rogers mit Scham und Grimme;
Die überwundnen Kreuzeskrieger jagen
Hinab, zurück, der Sturm iſt abgeſchlagen.

Beziers.

Es läßt die Sanduhr Korn an Korn verrinnen,
Und fällt das letzte, ist die Stund' von hinnen;
Also mit jedem Augenblicke fällt
Ein Todter in Beziers zum blut'gen Grunde;
Ein Dämon hat die Leichenuhr bestellt,
Daran zu messen eine Menschenstunde.
Das wilde Kreuzesheer ist eingedrungen,
Und alles Leben wird hinabgerungen.

Simon voran, der harte Todesdegen,
Und fallen muß, wer sich ihm wagt entgegen.
Nicht rühmt das Lied den Tapfern nach Gebühren,
Weil es vom Wirbel bis zur Ferse nieder
Ihn haßt und jedes Zucken seiner Glieder,
Und Schild und Speer und alles, was sie führen.

Abt Arnald ruft in's Fechten, wo es ſtockt:
„Haut ein! der Ablaß und die Beute lockt!“
Den Prieſter reitet Simon an, zu fragen:
„Herr, ſollen wir auch Katholiken ſchlagen?
Der Unſern viele ſind in dieſen Mauern,
Iſt hier geſtattet Mitleid und Bedauern?“

Der Abt entgegnet: „Deſſen iſt nicht Noth,
Schlagt Ketzer, Katholiken, Alle todt!
Wenn ſie gemengt auch durcheinander liegen,
Gott weiß die Seinen ſchon herauszukriegen.“

Wenn ſtill und lautlos ginge dieß Zerſtören,
Man müßte aus den Wunden hier das Blut
Gleich einem Bach im Walde rauſchen hören,
Doch wie ein Meer im Sturme ſchreit die Wuth;
Es brennt die Stadt, die Flamme hilft den Waffen;
Wenn Tiger nach Beziers herzögen lüſtern,
Den Rauch des Blutes in den heißen Nüſtern,
Sie würden müßig hier, bewundernd gaffen.

Dort flüchten Tauſende zur Kathedrale,
Nachjauchzt der Mord mit hochgeſchwungnem Stahle;
In allen Gaſſen, Häuſern und Gemächern,

In jedem Sparrenwinkel unter Dächern,
In jedem tiefen, dunklen Kellerbogen
Wird nachgesucht und wilden Mords gepflogen.

Vom Giebel wird ein Ketzer dort geschleift,
Wie sonst in's Taubennest der Marder greift;
Hier pocht der Scherge an des Fasses Dauben,
Und tönt es dumpf, so wird es aufgebrochen,
Ob nicht ein Ketzer sich hineinverkrochen,
Sein Blut gilt werther als das Blut der Trauben.

„Komm, heil'ger Geist!" die Priester alle singen.
Kein Gräuel kann wie der das Herz empören;
Der Opfer viele in die Flamme springen,
Um nur die Mörder singen nicht zu hören.
Doch Tausende sind jener auch gefallen,
Für welche süß der Lobsang würde schallen.
Die Stund' ist aus, nichts gibt es mehr zu morden,
Hoch brennt die Stadt, und weiter ziehn die Horden.

Roger, Vicomte von Beziers.

Roger, der junge Held, im Kerkerthurm;
Kein Blitz so scharf, daß er die Nacht durchdränge,
So heftig tobt auf Erden nie ein Sturm,
Daß nur ein Laut davon hinunter klänge.
Verlöre jetzt die Sonne ihren Schimmer,
Dem Glühwurm gleich, der sterbend sich verdunkelt,
Wie von Beziers die letzte Kohle funkelt
Und Asche wird beim letzten Sterbgewimmer,
Roger erführe das in seiner Gruft
Nur am Erkalten seiner Kerkerluft;
Die Nacht in diesen festen Quaderschichten
Kann sich zu tiefrer Schwärze nicht verdichten.

Fiel je auf dieſen Fleck der Sonne Schein?
Der moderfeuchte hat es längſt vergeſſen;
Hier mag Roger, wie viel an Land noch ſein,
Im ſteten Hin- und Wiedergange meſſen.

Sein Lebensglück iſt ihm verweht zur Sage,
Die er ſich ſelbſt erzählt; ſie klingt ſo traurig!
Ihm iſt der helle Strom der Jugendtage
Geſtockt zu einem Sumpfe, ſchwarz und ſchaurig.
O Fürſtenglanz! wie bald biſt du verblichen!
O Waffenglück! wie treulos du gewichen!

Verrathen und gefangen mußt' er werden
Von Simon, dem Verhaßteſten auf Erden.
Mit Ritterwort ward Freigeleit gelobet,
Dem Ketzer wird die Treue nicht erprobet. —
Um Frieden wollt' er dingen für die Seinen,
Die nun verwaist um ihren Retter weinen;
Sie flohn aus Carcaſſonne ſtill und ſacht
Durch ein geheimes Pförtlein in der Nacht.

Auf's Halmenlager wirft Roger ſich hin,
Und läßt Vergangenheit vorüberziehn.

Vorüberträumt an seinem Gram und Zorne
Sein Jugendglück: wie er zur Morgenstunde
Die Sonne aufgeweckt mit seinem Horne,
Den Jägertroß und die erfreuten Hunde.
Wie sie lustlärmend durch die Wälder eilten
Und wacker Hirsch' und Rehlein niederpfeilten;
Frisch auf! Ha! Ho! die starken Keulen brechen;
Er schwingt den breiten Spieß zum Bärenstechen;
Wie dann beim frohen Mahl die Becher klangen,
Und Troubadours das Lied der Liebe sangen.

Wohl bitter ist's, in Kerkerfinsternissen
Den Sonnenschein, den Strahl der Sterne missen,
Gebirg und Wald und hellen Vogelsang,
Der Wasser Rauschen und der Donner Klang;
Doch bittrer ist's, den Blick des Freundes meiden,
In dessen Strahl entschlummern unsre Leiden,
Gleichwie im warmen Frühlingssonnenschein
Die Nattern süß ermüdet schlafen ein;
Doch bittrer ist's, des Freundes Wort entbehren,
Dem selbst das Elend glaubt die holden Mähren,
Daß Alles noch sich werde fröhlich wenden,
Und jeder Gram in Ruh' und Freuden enden.

Kein Frühling weiß so traut und wohl zu klingen,
Als wenn zum Herzen Freundesworte dringen;
So tönt kein Lied in kummervollen Stunden,
Wie wenn der Freund das rechte Wort gefunden.
Roger gedenkt an seinen Freund Alfar,
Den liebsten aus der kühnen Männerschaar. —

Dann fährt er auf im schmerzlichsten Ergrimmen,
Wenn er zu hören meint die fernen Stimmen
Der Seinigen, die unter Rosseshufen
Und auf den Scheitern ihn um Hülfe rufen.

Wohl ihm, wenn ihn ergreift Erinnerung,
Wenn ihm ertönt das Feldgeschrei: „zu Waffen!“
Die Rosse wiehern im beherzten Sprung,
Die Schwerter schallen und die Wunden klaffen,
Die Kolben krachen und die Lanzen splittern,
Die Rosse stürzen sammt den Kreuzesrittern;
Die Pfeile schwirren, tausend Wunden stechend,
Als Mücken dieser heißen Abendzeit,
Und Held Alfar, den Feindesschwarm durchbrechend,
Erglänzt, ein Stern im Strahl der Tapferkeit,
Ein Nachtgestirn, das in dem Kampfgewühle
Ringsum den Feinden sendet Todeskühle.

Abrede hat mit ihm Roger genommen:
Von Osten ist der Eine zugefahren,
Der Andre haut von Westen in die Schaaren,
Und mittens wollen sie zusammenkommen.
Und jeder führt sein Häuflein Kampfgenossen,
Sie stürmen auf den schlachtberauschten Rossen
Einander zu, zur Rechten und zur Linken
Im Lückenbruch erschlagne Feinde sinken.
Und Jeder freut sich, trifft er im Gefecht
Den Gegner kriegserfahren, kampfgerecht,
Wenn seine Kunst, das Roß im Kreis zu schwenken,
Die Art, im Anlauf seinen Speer zu senken,
Von ferne schon den edlen Helden loben,
Was Stich und Hieb in harter Näh' erproben.
An seinem Harnisch ist der Speer zersprungen,
Doch hat Roger, Alfar sein Schwert geschwungen,
Dann muß der Held des Siegens sich entwöhnen,
Und, hingestreckt, Lebwohl der Erde stöhnen;
Die matte Hand greift irr und ungewiß
Umher schon in der Todesfinsterniß.

Nun sieht der Freund des Freundes Helmbusch wallen,
Er kennt ihn an des Schwertes lautem Schallen;

Der roth' und ſchwarze Buſch begegnen ſich,
Wie Blut und Tod, wo dieß Gefieder ſtrich. —
Schon ſind ſie durch — es fiel der letzte Schlag —
Sie wünſchen ſich gar fröhlich: „guten Tag.“

Roger iſt aus dem ſchönen Traum erwacht,
Still wünſcht ſein Feind dafür ihm „gute Nacht,“
Denn durſtend greift er nach dem Krug
Und trinkt den herben Tod mit einem Zug.

Das Mädchen von Lavaur.

Nach langem Kampfe iſt die Burg genommen;
Wie ſchwelgt das Kreuzesheer in Rachewonnen!
„Komm', heil'ger Geiſt!“ ſo ſingt der Prieſter Chor,
Und was da lebt muß ſterben in Lavor.
Nur eine Jungfrau überlebt den Tag,
Die ſcheintodt ſtill in ihrem Sarge lag.
Sie hörte nichts vom Lärm des letzten Sturmes,
Und nichts vom Niederkrach des feſten Thurmes;
Wie alles fiel, was ſie geliebt hienieden,
Verhüllte ihr ein falſcher Todesfrieden.

Nun wacht ſie auf; wie ſtille! nicht ein Laut!
Der Jungfrau, daß ſie taub geworden, graut;
Sie prüft mit einem Schrei ihr Ohr,

Sie hört — erſchreckt von ihrem eignen Schalle,
Denn ſich nur hört ſie; — bin ich in Lavor?
Herbei! weh mir! o Gott, wo ſeyd ihr Alle?“

Sie ſtürzt hinaus und ſieht entſetzt, warum
Rings Alles in der Burg ſo grabesſtumm.
Da liegen ſie umher;
Das Mädchen ruft: weh mir! lebt Keines mehr?
Doch Niemand hört ſie, Niemand wird gewahr
Und freut ſich, daß entſtiegen ſie der Bahr.

Sie ſucht am Grund die Eltern, find't ſie nicht,
Und jedem Todten ſchaut ſie in's Geſicht.
Sie ſucht den höchſten Schreck an jeder Stelle
Und findet ihn zuletzt in der Kapelle,
Als hätte, wählend, jegliche Prachtblume
Der Tod geſpart zum Schmuck dem Heiligthume.

Dem Greiſe, der an Krücken ſich geſchleift,
Iſt ſchnell das Kind zum Sterben nachgereift;
Dort iſt die Bruſt der Jungfrau unverwehrt
Vom Haupt des rohen Waffenknechts beſchwert;
Ein Reiter dort, im Antlitz bleichen Zorn,
In's Auge eines Mönchs gedrückt den Sporn.

Wie ſind die theuren Züge, ach! entſtellt,
Auf welche jetzt der Blick des Mädchens fällt;
Doch kennt das Herz die ihm die Nächſten waren,
Am Kleid, am Wuchs, am Finger, an den Haaren.

Die Jungfrau weint, nicht jene milden Zähren,
Die uns ein Unglück lindern und verklären,
Dem Mädchen, wie's die Elternleichen ſchaut,
Des Irrſinns Nebel von den Wimpern thaut.

Sie ſpringt an's Chriſtusbild dort am Altar
Und ruft: „Du Armer! möchteſt fort, nicht wahr?
Wie quälſt du dich, hinaufzuziehn die Füße,
Daß ſie das Blut, das ſteigende, nicht küſſe!
Sie ſind genagelt; — reut es dich? dich reut's,
Daß du gekommen biſt an's Kreuz!
Das Alles, Alles iſt um dich geſchehen!
Wie bang ſich deine Augen drehen!
Hoch ſteigt das Blut, das bald den Fuß dir näßt,
Ich zerr' umſonſt, der Nagel ſteckt zu feſt,
Er haftet immer noch;
Maria! hilf! Johannes, helft mir doch!
Du armer Menſchenſohn,
Wie ſträuben ſich die Dornen deiner Kron'!

Wie wild die Angſt um deine Lippen zückt!
Ich fürchte mich vor dir, du wirſt verrückt!“

Sie flieht hinaus; da ſchrei'n die Raben
Sie an: willſt du, was uns gehört, begraben?
Sie flieht und weint, und Jedem nah und fern
Klagt ſie das traurige Geſchick des Herrn.
So klagend irrt durch Dörfer, Wald und Moor,
Und weckt Mitleid das Mädchen von Lavor.

Des Wandrers Gruß.

Sein Feld beſät mit Körnern dort ein Bauer,
Verdroſſen thut er's, in verzagter Trauer.

Wird ſeiner Senſe ſprießen einſt die Aehre,
Und nicht den Roſſeshufen wilder Heere?

Wer mag getroſt die Zukunft noch beſchicken,
Sieht er den Sturm ſchon kommen, ſie zu knicken?

Mit läſſiger Hand den Samen wirft der Alte
Und wenig hoffend in die Furchenſpalte,

Sein Söhnlein aber ſtreut mit hellem Singen,
Weil Jugend freudig hofft: es wird gelingen!

Dort flattert nieder eine Taubenſchaar,
Und pickend ſchmälert ſie das künft'ge Jahr.

Die Diebe ſieht der Landmann ſonder Grollen
Mit ſchwanken Köpflein ſchreiten durch die Schollen:

„Ei! Tauben, laßt gefallen euch die Kerne;
Der Feind iſt nah, die Ernte noch ſo ferne!

Du weiße dort! hat dich ein Pfeil geſchreckt,
Daß alſo roth die Bruſt dir iſt gefleckt?

Doch nein! wer hat Geſchoſſe zu verſchwenden?
Wer möchte jetzt den Pfeil nach Tauben ſenden?

Täublein, biſt von Lavor? und traf dich Blut,
Als du in's Neſt heimflogſt zu deiner Brut?

Barg ein Verfolgter ſich am Tag der Rache,
Und ward ergriffen unter deinem Dache?

O trübe Zeit, wann Tauben am Gefieder
Das Blut des Menſchen tragen hin und wieder!"

Der Alte hat der Taube Loos errathen,
Und trauernd streut er wieder seine Saaten.

Ein Wandrer, einsam wallend durch das Land,
Des Bauern Wort belauschend, stille stand;

Und freundlich spricht er, eh er weiter zieht:
„Hörst du der Lerche helles Morgenlied?

Vom Liede einer Lerche ist umher
Der ganze Himmel voll, nicht klage mehr!

So tönt fernhin der Freiheit Morgenruf,
Zerstampft dir auch die Saaten Rossehuf.

Es klingt ihr Ruf je heller in die Weiten,
Je mehr die Feinde stillen Tod verbreiten.“

Alfar.

Alfar der Held in seinem Leben
Hat Priestern nie Gehör gegeben;
Und was die Albigenser sprechen,
Ist ihm nicht minder fremd geworden
Seit jenem unvergessnen Morden
Zu Brom, seit jenem Augenstechen.

Gern mag er die Erinnrung fragen
Nach seinen goldnen Jugendtagen;
Und was ihm ohne Spur entschwunden,
Sucht er bei Kindern zu erkunden.
Auch dem von Schuld und Schicksal Kranken
Gewährt oft flüchtiges Genesen
Bei frohen Kindern der Gedanken:
So bin ich einmal auch gewesen.

Wer ſeine Jugend überlebt,
Wen unvergeßlich Leid getroffen;
Wem ſchal geworden jedes Hoffen,
Für das er ſehnlich einſt geſtrebt,
Und wenn er kalt für Ruhm und Ehren,
Kein Kuß ihm zündet mehr am Munde;
O könnt' ein Zauber ihm gewähren,
Ein Kind zu ſeyn nur eine Stunde,
Könnt' er die Welt mit friſchen Blicken
Nur einmal noch und freudig ſehen,
Es würd' ihn ſtärken und erquicken,
Bis das Geſchick ihn heißt vergehen.

Der Trübe ſpricht: „Wohl euch, ihr Kleinen,
Daß ihr, vom Glauben unvergällt,
Noch treulich ſpüren könnt die Welt,
Und mit euch ſelbſt es redlich meinen!"
Der Trübe ſpricht: „Doch währt's nicht lange,
So ſeyd auch ihr ein Raub der Schlange;
Denn wem in dieſer Zeit die Kunde
Des Glaubens naht, der geht zu Grunde.

Glaubt er, ſo iſt's um die Natur gethan,
Die er hinopfert ſeinem Wahn;

Und siegt Vernunft, so muß der sterben,
Und dem wird Haß die Welt verderben.
Der Mensch mag glauben, zweifeln, wissen,
Sein Leben ist vergällt, zerrissen." —

Ein Schreck ergreift die Leichenwacht,
Wenn auf der Bahr' in stiller Nacht
Vom Scheintod wach, ein Mensch sich regt,
Den sie zu früh dahin gelegt;
Und faßt euch nicht ein tiefres Grauen,
Läßt sich vor euch ein Todter schauen
Mit scheinlebendiger Geberde,
Der besser läg' im Schooß der Erde,
Weil jede Glut in ihm verlodert,
Und längst sein bestes Leben modert?
Der Todeskenner nur erschrickt,
Wenn er ein solch Gespenst erblickt.

So haust Alfar auf seinem Schlosse,
Nichts kann ihm Leid noch Freude schaffen,
Im Stalle feiern seine Rosse,
Und Rost verdunkelt seine Waffen:
Das Wild im Forst mag ruhig schreiten,
Er jagt nicht mehr in diesen Zeiten,

Seit auf sein Kind geschah ein Jagen,
Und Priester ihm den Sohn erschlagen.

Der Schmerz, die Wuth, die Rache tobten
In seiner Brust und in der Schlacht,
Und Feinde starben, Freunde lobten,
So flog ein Jahr wie eine Sturmesnacht.
Dann war es still und ausgestorben
In seiner Brust und jedes Glück verdorben.
Wie nach Gewittern wilde Bäche
Auf grün lebend'ger Wiesenfläche
Nur Steingeröll zurücke lassen,
Ließ ihm den Tod zurück sein wildes Hassen.

Er wandelt einsam, kalt und wüst;
Wenn freundlich ihn die Sonne grüßt,
Er dankt ihr nicht; er wünscht im Hain,
Wenn alles grünt und schallt von Liedern,
Es möchte dürr und stille seyn;
Er fühlt nur noch ein kühles Widern.

Zur Abendzeit der Ritter stand
An seines Schlosses Felsenrand.

Die Sonne leuchtet in das Thal,
Und lächelnd ſchaut er ihren Strahl,
Indem er ihr die Worte ſpricht:
„Es iſt umſonſt, bemüh' dich nicht,
Die Flur zu ſchmücken und zu nähren,
Die ſie vielleicht noch heut' verheeren!

Und doch warum? — weil die verneinen,
Was die vielleicht zu glauben meinen.
Auf ſeines Herzens tiefſtem Grund
Sitzt auch dem gläubigſten Geſellen
Der Zweifel als' ein wacher Hund,
Den Nazarener anzubellen.

Ja! Innocenz Iſcharioth
Hat auch verrathen ſeinen Gott
An ſeine Furcht und banges Zagen,
Daß Ketzer Chriſtum noch verjagen;
Er traut nicht ſeinem Machtbeſtand,
Drum dient er ihm mit Schwert und Brand;
Schon ſieht er ihn hinausgeſtoßen,
Der Götterwandrung angeſchloſſen.

Was ſelbſt er nur mit halben Kräften
Vermag zu glauben und zu halten,
Sucht er mit herriſch frechem Schalten
Der Welt gewaltſam anzuheften.

Wenn ich es höre, wie ſie reden
Von Gott und ihren Glaubensfehden,
Wie Haß und Wahn die Welt entzweiten,
Wie Fabeln gegen Mährchen ſtreiten;
O grauſer Abſcheu, tödtlich kalt,
Der mir die Bruſt zuſammenkrallt!"

So ſprach der Wilde vor ſich hin,
Und ſieht im Thal zwei Wandrer ziehn,
Und jetzt den Pfad der Burg erklimmen,
Laut ſtreitend mit erhitzten Stimmen.
Sie fegen rüſtig mit den Händen,
Um ihren Worten Kraft zu ſpenden,
Und auf dem Steilpfad mit den Füßen
Das Gleichgewicht nicht einzubüßen.
Der Eine — Mönch, der Andre — Krieger,
Will jeder ſeyn im Streite Sieger;
Was Chriſtus mit dem Felsgeſteine,
Worauf ſein Bau gegründet, meine? —

Alfar aus kalter Seele lacht
Und ruft hinunter: „Habet Acht!
Dieß ist der einzige Felsen, traum!
Worauf sich läßt auf Erden baun!“
Mit leichtem Tritte stoßt der Heide,
Zu schlichten ihren lauten Hader,
Hinunter einen losen Quader,
Und in den Abgrund stürzen Beide.

Das Gelage.

In einer Laube an der Seine trinken
Drei Freunde ihren Becher aus Burgund;
In warmer Freude überströmt der Mund,
Die Hecken blühn, die goldnen Sterne blinken.

Nicht sicher ist es heutzutag auf Erden;
Schwer im Verhängniß athmen diese Zeiten,
Im Garten hier auch leise Horcher schreiten,
Die frohen Zecher lauernd zu gefährden.

Die Freunde aber trinken froh und sprechen,
Wie die Gedanken auf im Herzen brechen,
Sie lassen frei die Herzensblume düften,
Kein Rückhalt sey in solchen Frühlingslüften.

Sie ſprechen von den höchſten, letzten Dingen,
Und ihre Becher hell zuſammenklingen.
Zum Sternenhimmel weist empor der Eine
Und redet laut bei hochgeſchwungnem Weine:
„Seht, Brüder, ſeht, wie uns die Sterne ſtrahlen!
Als böten Herberg ſie zu tauſendmalen,
Wenn man von dieſer Erde uns vertriebe.
Doch höher iſt die Heimath, die uns bliebe.
Laßt uns das Herz mit Muth und Freude tränken:
Zu Almerichs von Bene-Angedenken!
Ein freier Mann! ein Forſcher ohne Zagen!“
Und ihre Becher hell zuſammenſchlagen.

„Seht, wie der Frühling uns den Trunk geſegnet
Und in den Becher ſeine Blüthen regnet!
O ſpielten doch in den Pokal die Weſte
Uns Flocken von des Freundes Aſchenreſte,
Daß wir ſie an die Lippen heben dürften,
Und liebend mit dem Wein hinunterſchlürften!“

Zerſtreut an hundert Tiſchen in dem Garten,
Bei Wein und leckern Speiſen aller Arten
Studenten ſitzen aus der hohen Schule
Paris, genannt die Leuchte dieſer Welt,

Und, allzufreien Künsten zugesellt,
Bewirthet Mancher neben sich die Buhle.
Von Schweden, Deutschen, Polen und Franzosen,
Von Italienern, Ungern, Engelländern,
Vielfach an Sprache, Sitten und Gewändern,
Die lauten Stimmen durcheinandertosen.

Hier halten Theologen Wortgefechte,
Spitzfindig dialektisch; blanke Waffen
Muß Aristoteles, der Heide, schaffen;
Juristen zanken dort um Römerrechte.
Die Aerzte lachen ob den Wortverdrehern,
Und lehren, wie sich Elixire brauen;
Sprachwurzeln werden lärmend ausgehauen
Von Philologen, Griechen und Hebräern.

Die Astronomen schelten sich um Zahlen;
Dort singt ein Trupp vergnügter Provençalen
Den tapfern Troubadour Bertrand de Born,
Sein Minneleid und seinen Heldenzorn.
Goldstücke rollen dort, die Würfel dröhnen;
Gelächter schallt zu jugendlichen Possen,
Und Jedes wird mit edlem Wein begossen;
So lustig werd' es allen Musensöhnen!

Und wieder ſpricht ein Andrer in der Laube,
Indem er ſchwingt den rothen Saft der Traube:
„Von Almerichs von Bene theuren Lehren
Blieb eine unvergeßlich mir vor allen;
Sie wird noch ſpät auf Erden wiederhallen,
Wenn wir ſchon längſt ſind fort und nimmer kehren.
In dieſer ſternenhellen Frühlingsſtunde
Sey ſie uns wiederholt aus meinem Munde:

„Was wir mit dunklem Worte nennen
Die göttliche Dreifaltigkeit,
Das ſind drei Stufen in der Zeit,
Wie wir den einen Gott erkennen.

Den Vater glaubte den Gewittern
Der Menſch und dem Prophetenmund,
Vor Gottes Willen mocht' er zittern;
Und ſolches hieß der alte Bund.

Jehovahs Tage mußten ſchwinden,
Der dunkle Donnerhebel floh;
Wir lernten Gott als Sohn empfinden,
Und wurden ſeiner Liebe froh.

Auch Chriſti Zeit, die Gott verſchleiert,
Vergeht, der neue Bund zerreißt,
Dann denken Gott wir als den Geiſt,
Dann wird der ewige Bund gefeiert.

So wird in Dreien Eins genommen,
Und Gott von uns in ſeiner Macht
Geglaubt, empfunden und gedacht;
Es will die Zeit des Geiſtes kommen.

Die Zeit, in der mit ſeinen Strahlen
Der Menſchengeiſt zuſammentrifft
In Eines, ohne Kreuz und Schrift,
Und ſelig ruht nach langen Qualen." —

Auf Almerichs von Bene Angedenken!" —
Das iſt zum Theologentiſch gedrungen,
Sie horchen auf von ihren Schulgezänken,
Und ein Lombard' iſt auf den Tiſch geſprungen:
„Die neue Lehre ſoll die Welt beſiegen!
Der Geiſt iſt Gott!" ſo ruft er in die Schaaren,
Und Alle auf von ihren Bänken fahren
Und nach den Sternen ihre Mützen fliegen.

Von Tiſch zu Tiſch hineilt das große Wort
Und reißt die jungen Herzen mit ſich fort;
„Der Geiſt iſt Gott!“ ſo ſchallt es hin mit Macht,
Ein Freudendonner durch die Frühlingsnacht.

Der Brunnen.

Das Gras im Burghof zu Lavor
Wuchs einſam, ungeſtört empor,
Schon überhüllt es und umſchattet
Gebein, zerſtreut und unbeſtattet;
Raubvögel, die an's Licht es zogen,
Umfliegen hoch im ſtillen Bogen
Die brandgeſchwärzten alten Mauern,
Der dunkle Himmel ſcheint zu trauern.

Am Brunnen ſteht ſie noch, die Linde,
Die Zeugin einſt ſo ſchöner Zeiten,
Sie läßt, bewegt vom Herbſteswinde,
Die Blätter leis hinuntergleiten;
Die Sträucher drängen mit Verlangen
Zum Brunnen, Diſteln ſelbſt, die rauhen,

Den Rand von Marmor überhangen,
Als möchten ſie hinunterſchauen.
Ein Sänger ſteht am tiefen Bronnen,
Sein letztes Lied hinabzuweinen,
Ach, wo verſenkt mit allen Wonnen,
Giralda ruht, bedeckt von Steinen.

„Der Himmel hat kein Wort geboren,
Wie hold du warſt, wie ſchön, zu ſagen;
Die Hölle hat nicht herbre Klagen
Als meine, daß ich dich verloren!

Kein Troſt kann mit dem Schmerze ringen;
Du wirſt nicht wieder auferſtehen,
Wenn Gott dich einmal ließ vergehen,
Kann er dich ſo nicht wiederbringen.

Da unten mein' ich dich zu hören,
Wie deine Lippen traulich flüſtern,
Hinabzuſtürzen werd' ich lüſtern;
Doch ſoll ich auch dein Bild zerſtören?

Es taucht mir auf mit allen Zügen,
Mit jeder Schönheit unvergeſſen;

Wie deine Reize unermessen,
Kann auch mein Schmerz sich nie genügen.

Sie senkten in den Schacht dich nieder,
Und eine Welt von Freudenschimmer,
Was einmal todt, ist todt für immer,
Die Schönheit, Liebe, und die Lieder!"

Entgeltung.

Vorüber sind die schönen Frühlingsnächte;
Der Sommer hat geglüht und Saat gereift,
Der Herbst die Blätter von den Bäumen streift,
O daß er auch den Haß zur Ruhe brächte!
Der überwintert grüner als Cypressen,
Und jene Nacht, er hat sie nie vergessen;
Was dort von Freiheit in der Gartenlaube
Erscholl, es ward den Winden nicht zum Raube.

Gegraben wird nach Almerichs Gebeinen,
Im Feuer sie den Schüllern zu vereinen.
Die Feinde, könnten sie in ihrem Hassen
Den Hingeschiednen selbst, ihn selbst ergreifen,
Sie würden ihn herab vom Himmel schleifen;
Und, ist er dort, auch nicht der Hölle lassen.

Dem Tode zürnen ſie, daß er ſo frühe
Den Feind entführte und auf eigne Hand
Ihn ſanft entrückte jeder Erdenmühe,
Und nur die Knochen ließ dem Rachebrand.
Sie möchten ſchier vor Wuth ſich ſelber äffen,
Mit Bann den Tod, den alten Ketzer treffen,
Deß Rieſenhand, trotz allen Widerſchlägen,
Die Macht des Wahnes wird zur Ruhe legen.

Doch ihre Zeit iſt noch nicht abgefloſſen;
Indeſſen wird ein Feuer angezündet,
Und jetzo haben Almerichs Genoſſen
Sein kühnes Wort zum letztenmal verkündet.

Der eine von den Prieſtern am Schaffot
Hat Haß genug zu einem letzten Spott:
„Nun mögt ihr euren Herzenswunſch erreichen,
Den ihr verlauten ließt ſo unerſchrocken,
Nach eures theuren Meiſters Aſchenflocken;
Ihr dürft mit ihnen ſeyn als ihresgleichen.
Nehmt jetzt die Sterne, die ſo freundlich lachten,
Beim Wort; ſie haben Herberg' angetragen;
Die Erde muß ſie euch fortan verſagen,
So mögt ihr heut auf Sternen übernachten!"

Umſonſt!

„Mein guter Degen, wie du voll Verdruß
Im Winkel ruhſt, ſchier wie der Hecht im Dürren;
Du Eiſenfiſch, ſollſt bald vor Freude ſchwirren
Und luſtig tanzen mir im rothen Fluß.

Ei! Rößlein feurig, tummelnd auf der Weide,
Sollſt glänzen bald im blanken Harniſchkleide,
Zum Sporenhieb und Klange der Drommeten
Den ſchönen Kampfritt über Leichen treten.“

Schon reitet er bewaffnet, kreuzgeſchmückt,
Der Fahne nach, die dort zu Felde rückt.
Wie Otto von Burgund und all' die Edeln
Der Kirche ſchmeichelnd mit dem Banner wedeln!

Wie rasch doch Fürsten ihre Fahnen schwingen,
Wenn es der Freiheit gilt den Tod zu bringen!

Es gilt den auferstehenden Gedanken,
Von dessen Tritt die sieben Hügel schwanken,
Den Starken gilt's zum Tod zu ringen nieder,
Den Riesen mit den rauschenden Gewändern,
Der seines Leibes unermessne Glieder
Zugleich erhebt in weitentlegnen Ländern. —
Was soll der Rößlein Wiehern hier und Springen?
Was wollen hier die ausgereckten Klingen?

O Fürsten übermüthig, wahnverloren,
Blickt auf zur Nacht, wenn ihre Sterne flammen,
Und schaut den Feind, dem ihr den Tod geschworen,
Und zittert schaudernd in euch selbst zusammen!

Gedanke heißt der Heilige, der Held,
Der im Urkampf erstegt dieß weite Feld;
Er hat getaucht die Sterne in sein Licht,
Er gab den Stand den Sternen und die Flucht,
Hält ewig fest die strenge Sternenzucht;
Sein ist die ganze Welt und ihr Gericht.

Ihn wollt ihr hemmen, wenn er sichtbar werden
In menschlicher Gestaltung will auf Erden?
Haut alle grünen Sprossen ab zur Stunde,
Reißt alle Wurzeln aus dem Muttergrunde,
Und schießt die Vögel aus den Lüften nieder,
Wenn ihr das Grünen hasset und die Lieder,
Ihr könnt den Drang nicht hemmen und nicht stillen
Den unaufhaltsam starken Frühlingswillen.
O glaubet, Fürsten, minder noch zu zwingen
Ist der Gedanke je mit euren Waffen,
Wenn er der Menschheit will die Freiheit schaffen,
Und will durch die Geschichte blühn und singen.

Simon Montfort.

Die Burgen und die Dörfer brennen,
So helle Flamm' iſt angefacht:
Man kann in mondverlaſſner Nacht
Die Todten auf dem Feld erkennen.
Der Krieg, der wilde, rennt und ſchnaubt
Durch's Land, die blutig rothe Pfütze,
Er hat den Himmel ſich auf's Haupt
Geſetzt als eine Scharlachmütze.

Graf Montfort nach Toulouſe reitet
Mit ſeinen kreuzgeſchmückten Schaaren,
Von ſeiner holden Frau begleitet
Durch rauhe Mühſal' und Gefahren.

Er ſpricht zu ihr, wie reich mit Segen
Die Kirche ſeine Fahrt belohne,
Es blinke ſtrahlend ſchon entgegen
Ihm von Toulouſ' die Fürſtenkrone,
Wie Beziers ihm zugefallen
Mit Burgen, Städten und Vaſallen,
Wie Carcaſſonne, Conſerans,
Albi und Foix ihm unterthan.

Doch ſchweigend reitet ſein Gemahl,
Weil Athem ihr und Sprechen ſchwer
Im Wind, der von den Feuern her
Rauchwolken jagt in's enge Thal.

„Wenn auch die Aeuglein überfließen,
Laß, Kind, den Rauch dich nicht verdrießen;
Bald folgt den Zeiten rauher Kämpfe
Ein glanz- und ehrenreicher Friede;
Bedenk', es kommen dieſe Dämpfe
Aus unſres Glückes Flammenſchmiede.

Bald ſteht, mein letztes, ſchönſtes Hoffen,
Mir huldigend Toloſa offen!"

Sie ſchweigt, nicht bloß der ſcharfe Rauch
Hat Stimm' und Rede ihr benommen;
Ein ſchweres, banges Ahnden auch
Hält traurig ihr das Herz beklommen.

Auch Montfort ſchweigt, und die Gedanken
Beginnen zweifelnd ihm zu ſchwanken.

Der Tritt von zwanzig tauſend Pferden
Erdröhnt, und durch des Rauches Flor
Bricht dunkelroth der Mond hervor,
Wie Wiederſchein des Bluts auf Erden.

Sie ziehn hindan die ganze Nacht,
Und als der Morgenſchein erwacht,
Umlagern ſie zu Roß, zu Fuß,
Ein breites Heer, die Stadt Toulouſ'.

Graf Montfort kniet in ſeinem Zelt
Anbetend vor dem Herrn der Welt,
Er beichtet Fulco und bekennt
Die Sünden, die ſein Herz beſchweren,
Er hört die Meſſ' in Reuezähren,
Und nimmt das heil'ge Sakrament,

Daß Chriſti Leib und Blut ihm ſtärke
Mit Muth den Leib zum blut'gen Werke.

Die Mönch' im Chore ſingen wieder
Weithin erſchallend fromme Lieder,
Harmoniſch durch die Lüfte ziehen
Der wilden Zwietracht Melodieen.

Wie Montfort jetzt, der kühne Fechter,
Sein Roß beſteigt, da bäumt und prallt
Der Gaul, und von den Mauern ſchallt
Toloſa's jauchzendes Gelächter.

Doch Montfort ſchwingt ſich auf im Zorn,
Haut tief in's Roß den ſcharfen Sporn;
Hinſprengt er an des Walles Rand,
Und droht mit Schwert und Blick, da fällt
Ein Stein, der ihm das Haupt zerſchellt,
Und ſterbend ſinkt er in den Sand.
Fahr wohl! o Glück und Fürſtenmacht! —
Noch treffen Simon im Verſcheiden
Fünf Pfeile, die den Stein beneiden,
Er hört noch, wie Toloſa lacht.

Nun schallt das Feld von Schmerz und Klage,
Die weit das Lied von hinnen stören,
Weil es, gedenkend früh'rer Tage,
Um Simon nicht will weinen hören.

Ritter und Mönch.

Die Schlacht verrauſcht, die Sieger ziehn von hinnen;
Ein Ritter bleibt zurück bei ſeinem Roß,
Das ihm durchſtach ein irrer Lanzenſtoß;
Ihm galt's, er ſieht des Roſſes Blut verrinnen.

Des treuen Thiers kann er ſich ſchwer entwöhnen;
Er ſchaut es an mit einem Blick voll Leid,
Schnallt ihm den Sattel ab, das Panzerkleid,
Erleichtern will er ihm das letzte Stöhnen.

Zum Abzug wird das Schlachthorn dort geblaſen,
Da zuckt dem Gaul die Seele noch hervor,
Da ſpitzt er müd' und langſam noch das Ohr,
Nun ſtreckt er todt die Glieder auf den Raſen.

„Wo iſt dein tapfrer Sprung, o mein Geſelle?
Und wo dein feurig Wiehern, edles Thier?
So herrlich klang's, das liebſte Schlachthorn mir;
Wohin dein Muth, die Kraft, die Windesſchnelle?

Sey nun ein Mahl, mein Roß, den Geierſchaaren!
Sie haben nie geſchmeckt ſo edles Blut!
Zu koſtbar iſt dein Fleiſch für Würmerbrut,
In Geiern ſoll es gegen Himmel fahren.

Den Aaren ſoll dein Blut im Herzen kochen,
Daß ſie betrunken taumeln in der Luft,
Dann ſingen ſie dein Lob durch Berg und Kluft:
Das beſte Roß ward bei Montjoyr' erſtochen."

Er lagert ſich am Waldſaum hoher Eichen,
Die Walſtatt ruht im Abendlichte klar,
Und vor dem Anblick dieſer Leichenſchaar
Muß ſeinem Schmerz des Roſſes Bild entweichen.

Die bleichen, wildentſtellten Angeſichter
Ergrimmter Feinde liegen hier vereint,
Gleichmäßig auf die Todten alle ſcheint
Der Friedensgruß der ſanften Abendlichter.

O hätte so gestrahlt in die Gemüther,
Klar und versöhnend, ein Gedankenstrahl,
Ein himmlisch Licht in dunkler Seelenqual,
Sie lebten — froh der holden Erdengüter.

Was raschelt in des Eichwalds dürrem Laube?
Ihm naht ein Mönch und spricht: „Gott tröste dich!"
Und blickt so frei und fest, als ob er sich
Im Schutze dieser Todten sicher glaube.

Ihm schmückt die Brust ein Kreuz von rother Seide,
Die Waffen warf er weg; daß er sie trug
An diesem Tag des Kampfs und Wunden schlug,
Zeigt manche Spur des Bluts an seinem Kleide.

Der Klosterbruder lagert sich zum Reiter,
Der einen Gruß dem Waffenlosen nickt,
Dann wieder auf das Feld hinüberblickt;
Sie starren Beide auf die todten Streiter.

Der Herbstwind jagt die Blätter von den Bäumen
Hin über's Feld, sie wirbeln und sie fliehn
Den Todten um die stillen Häupter hin,
Wie Schatten von verlornen Lebensträumen.

Das ſieht ſich traurig an; das Abendſcheinen
Floh mit dem dürren Laub den bangen Ort,
Der Herbſtwind führt allein das ernſte Wort,
Die Beiden ſtill — der Mönch beginnt zu weinen.

Doch plötzlich fährt er auf, ſich zu ermannen,
Das rothe Kreuz, der Kirche Angebind,
Er reißt es von der Bruſt und gibt's dem Wind,
Es flattert wie das dürre Laub von dannen.

Befremdet ſchaut der Ritter den Genoſſen
Und fragt: „Was willſt? was ſoll dein ſeltſam Thun?“
Doch näher rückt der Mönch dem Ketzer nun,
Hat liebvoll in die Arme ihn geſchloſſen.

„Nicht folg' ich mehr der Kirche blut'gen Fahnen,
Im Hinblick auf das ſtumme Leichenfeld
Hat Friede wunderbar mein Herz erhellt,
Des tiefen Sinns ward mir ein freudig Ahnen.

Gottmenſch, Erlöſer, Chriſtus iſt die Seele
Der Welt, der Menſchheit innerſtes Geſchick;
Doch Dunkel hüllt es noch vor unſerm Blick!
Kein Buch erklärt's; es klang aus keiner Kehle.

Das Leben bricht der Kirche düstre Schranke;
Die heilige Geschichte ist geschehn,
Doch war auch sie nur Abglanz und Vergehn;
Vollenden wird Erlösung der Gedanke."

Der Ritter reicht zum Bund ihm seine Rechte
Und spricht: „O Mönch, geehret sey dein Mund!
Komm auf mein Schloß, und geh mit mir zu Grund!
Die Nachwelt blüht, wir fallen im Gefechte.

Doch eh' die Welt gelangt zu ihrem Heile,
Erhebt der Kampf sich erst mit neuem Muth,
Wenn er auf-unsern Gräbern ausgeruht,
Und still gesonnen eine trübe Weile.

Die Schaar der kühnen Streiter schwand zusammen,
Schon wird es still; der Geist, der sie gelenkt,
Er liebt, zu sinnen bald, in sich versenkt,
Und bald in Kämpfen herrlich aufzuflammen."

Es dämmert schon das Thal in Nebelschleiern,
Die beiden wandeln fort, der Ritter kehrt
Noch einmal scheidend sich nach seinem Pferd,
Und in den Lüften schallt der Ruf von Geiern.

Ein Greis.

„Sturm der Urwelt, habe Dank,
Daß du, ſchleudernd Felſenklötze,
Bauteſt die granitne Bank,
Drauf ich lagernd mich ergötze!

Unter mir in wilder Flucht
Braust der Strom und ſtürzt von hinnen;
Starrend in die rege Schlucht,
Seh' ich 's Leben mitverrinnen.

Raſch hinab und nie zurück!
Selbſt die Sehnſucht nach dem Alten;
Theure Leiden, ſchönes Glück,
Leicht zerſtiebende Geſtalten!

Käm' ein Gott und ſchöpfte mir
Einen Becher aus dem Quelle,
Spräche: „Trink! ich reiche dir
Noch einmal die beſte Welle!"

Spräch' ich: „Nein, ich trinke nicht;
Was vorüber, ſey verloren!
Was die Stunde bringt und bricht,
Werde nicht zurück beſchworen!"

Von dem Sturzbach, windverſtreut,
Tropfen mir in's Antlitz dringen;
Will mir die Vergangenheit
Meine Thränen wiederbringen?

Rauſche, Zeit, vorbei, vorbei!
Deine Opfer hab' ſie alle!
Auch dein eigner Sterbeſchrei
Tönt mir zu im Waſſerfalle.

Ewiger Geiſt! auf flücht'gen Tand
Schau' ich feſt vom Felſenblocke,
Den ich meiſtre im Beſtand,
Wie Granit die Aſchenflocke.

Drüben dort ein Geier ſtreicht,
Hoch und ſtill mit wildem Lauern;
O wie dieſem Vogel gleicht
Um der Menſchheit Loos mein Trauern!

Rauhe Krallen führt mein Schmerz,
Scharfe Augen, raſch Gefieder,
Heißes Blut wie Geiers Herz,
Plötzlich ſtoßt er auf mich nieder.

Ringsum iſt die Welt verheert,
Alles öd und ſtill geworden,
Düſter ſchweigt, in ſich gekehrt,
Wer entronnen dieſem Morden.

Hundert Burgen ſanken hin,
Ungezählter Leichen Grüfte,
Mit der Menſchenaſche ziehn
Ueber's wüſte Feld die Lüfte. — —

Noch die Freiheit war es nicht;
Dunklen Gruß, verworrne Kunde
Brachte nur von ihrem Licht
Die vorausgeeilte Stunde.

Wie ein Bote liebend eilt,
Mit der Freudenpoſt zu kommen,
Und vor Ungeduld nicht weilt,
Bis ihr Wort er ganz vernommen.

Ach! es war ein ſchöner Klang,
Dem die Welt ſo ſehnend lauſchte;
Wie ein himmliſcher Geſang,
Der im Schlachtgefild verrauſchte.

Manche, krank in's tiefſte Mark,
Selbſt am ewigen Geiſt verzagen,
Andre haben, ſtill und ſtark,
Ihren Gott hindurchgetragen.

Tiefer ſchmerzt, als das Geroll
Zeit und Tod zu meinen Füßen,
Daß ich nicht erleben ſoll,
Wie ſich Welt und Freiheit grüßen.

Doch der Geiſt, der bald den Riß
Enden wird durch dieſe Hülle,
Lebt in Andern einſt gewiß
Seine Freiheit, Macht und Fülle."

Das Geſicht.

Am Crucifix das Lampenlicht
Beſcheint ſein ſterbend Angeſicht;
Durch's Fenſter weht die Luft herein
Und ſtört die Ruh' dem Ampelſchein,
Daß um die heilige Geſtalt
Unſteter Schein und Schatten wallt.

Und wie die Lichter ſich bewegen,
Scheint leiſe ſich das Bild zu regen:
Des Dulders letzte Miene bebt,
Mit einem Lächeln ſich zu ſchließen,
Das Auge bricht, die Thräne ſchwebt,
Des Blutes heil'ge Tropfen fließen.
Noch einmal hebt wie Athemzug
Die Bruſt, die ſo viel Liebe trug.

Am Chriſtusbild in ſtiller Nacht
Kniet Innocenz und betet laut;
Vielleicht ihm vor der Stille graut,
Seit er die Welt ſo ſtill gemacht?

Er blickt empor zum Gottesbilde,
Ihn ſchreckt die Liebe und die Milde,
Indem er ſeiner That gedenkt,
Wie blutig er die Welt gelenkt.

Er ragt ſo hoch und feſt am Tage,
Sein Wille ſtarrt, ein Wall von Erz;
Nun wecken Nacht und Bild ſein Herz,
Er ruft an ſeinen Gott die Frage:
„Herr! ſieh mich hold und gnädig an,
Laß meiner Bruſt den Muth nicht weichen,
Gib deines Beifalls mir ein Zeichen,
Daß ich der Welt ſo weh gethan!
O, nicke, daß du mir's geboten,
Daß dir willkommen meine Todten!

Im Thale von Gethſemane
Ergriff dein Herz ein banges Weh,

Hoch ſchlug es auf in Kampf und Qual,
Die Waſſer rauſchten durch das Thal:
Und Bäche Blutes ließ ich fließen,
Die Todeswellen brauſend ſchießen
Durch jene unheilvollen Gründe,
Durch manche finſtre Schlucht der Sünde,
Wo du mit Feinden heiß gerungen;
Sie hätten ſonſt dein Reich bezwungen.
Mein Heiland! ſieh mich gnädig an!
Und winke: hab' ich recht gethan?"

Er ſtarrt dem Bild in's Angeſicht,
Da löſcht ein Falter ihm das Licht,
Und finſter iſt es um ihn her,
Und ſtill; er fragt das Bild nicht mehr.

Bald ſieht er andre Lichter ſteigen,
Und andre Kreuze ſich nicht bergen,
Die Flammen der Provence zeigen
Die Kreuze auf der Bruſt der Schergen.
Die Trümmer ſtürzen; Waffen raſſeln,
Und aus dem wilden Feuerpraſſeln

Hört er verfluchen seinen Namen: —
Als ihn das Schreckgesicht umbraust,
Nimmt er 's Gewissen in die Faust
Und spricht gelassen: „Amen! Amen!"

Schlußgesang.

Wofür sie muthig alle Waffen schwangen,
Und singend in die Todesfeuer sprangen,
Was war es? trotzte hier ein klarer Blick
In's Herz der Freiheit jedem Mißgeschick?
War's Liebe für die heilige, erkannte,
Die heißer als die Scheiterhaufen brannte?
War's von der Freiheit nur ein dunkles Ahnen,
Dem sie gefolgt auf allen Schreckensbahnen?
Mehr nicht! — doch soll die Edlen darum eben
Bewunderung und Wehmuth überleben.
O ernste Lieb' zur Freiheit, schönes Werben,
Wenn ihre Spur genügt, dafür zu sterben! —

Und bringt die Frage weiter in mein Lied,
Warum es nicht so wilden Graus vermied,

Warum es ruft nach jenes Gräuels Schatten,
Den die Geschichte froh war zu bestatten?
Wozu begrabnes Leid lebendig singen,
Und gegen Todte Haß dem Herzen bringen?
Hat unsre Zeit nicht Leids genug für Klagen?
Hat Haß nicht Manchen, der da lebt, zu schlagen?

Doch weile auf der Vorwelt unser Blick,
Die Vorwelt soll uns tief im Herzen wühlen,
Daß wir uns recht mit ihr zusammenfühlen
In ein Geschlecht, ein Leben, ein Geschick.

Der Wandrer gibt dem Freund, der nach ihm schreitet,
Wo sich der Scheideweg im Walde spreitet,
Den Weg, den er gewandelt, treulich kund,
Er streut ihm grüne Reiser auf den Grund;
So ließen uns die alten Kämpfer Zeichen:
Die Trümmer ihres Glücks und ihrer Leichen.

Getheiltes Loos mit längstentschwundnen Streitern
Wird für die Nachwelt unsre Brust erweitern,
Daß wir im Unglück uns prophetisch freuen,
Und Kampf und Schmerz, sieglosen Tod nicht scheuen.

So wird dereinſt in viel beglücktern Tagen,
Die Nachwelt auch nach unſerm Leide fragen.

Woher der düſtre Unmuth unſrer Zeit,
Der Groll, die Eile, die Zerriſſenheit? —
Das Sterben in der Dämmerung iſt ſchuld
An dieſer freudenarmen Ungeduld;
Herb iſt's, das langerſehnte Licht nicht ſchauen,
Zu Grabe gehn in ſeinem Morgengrauen.
Und müſſen wir vor Tag zu Aſche ſinken,
Mit heißen Wünſchen, unvergoltnen Qualen,
So wird doch in der Freiheit goldnen Strahlen
Erinnerung an uns als Thräne blinken.

Nicht meint das Lied auf Todte abzulenken
Den Haß von ſolchen, die uns heute kränken;
Doch vor den ſchwächern, ſpätgezeugten Kindern
Des Nachtgeiſts wird die ſcheue Furcht ſich mindern,
Wenn ihr die Schrumpfgeſtalten der Deſpoten
Vergleicht mit Innocenz, dem großen Todten,
Der doch der Menſchheit Herz nicht ſtill gezwungen,
Und den Gedanken nicht hinabgerungen.

Das Licht vom Himmel läßt ſich nicht verſprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang ſich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunklen Kutten;
Den Albigenſern folgen die Huſſiten
Und zahlen blutig heim, was jene litten;
Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenſtreiter,
Die Stürmer der Baſtille, und ſo weiter.

Dichterischer Nachlaß.

Don Juan.

Ein dramatisches Gedicht.

Don Juan und Don Diego, sein Bruder.

Don Juan.

Willkommen, Bruder, in der Königsstadt!
So willst du auch, der Studien endlich satt,
Freilassend dein verhaltnes Jugendfeuer,
Hier suchen heitre Liebesabenteuer?

Diego.

Der Vater sandte mich, daß ich dich frage,
Wie du hier lebest deine Jugendtage,
Die flüchtigen, die nie zurück dir kehren,
Ob du sie nützest dir zu Ruhm und Ehren?

Don Juan

(lachend).

Spion und Prediger?! ich will mich fügen;
Daß du die Reise nicht umsonst gethan,

Magst du mir folgen als mein Feldkaplan
Auf meinen lustigen Eroberungszügen.

Diego.

Laß, Bruder, uns das erste Wiedersehen
In eitlen Possen nicht vorübergehen.
O Liebling meines Vaters, sey kein Thor!
Sprich ein erfreulich Wort, was hast du vor?

Don Juan.

Den Zauberkreis, den unermeßlich weiten,
Von vielfach reizend schönen Weiblichkeiten
Möcht' ich durchziehn im Sturme des Genusses,
Am Mund der Letzten sterben eines Kusses.
O Freund, durch alle Räume möcht' ich fliegen,
Wo eine Schönheit blüht, hinknie'n vor Jede,
Und wär's auch nur für Augenblicke, siegen.
Ja, mit den Zeiten selbst leb ich in Fehde.
Wenn ich ein schönes Mädchenkind erblicke,
So muß ich grollen dem Geschicke,
Daß ich und sie nicht wurden Zeitgenossen;
Ich bin ein Greis, bis ihre Blüth' erschlossen.

Und schau' ich eine stattliche Matrone,
Von der noch jetzt entzückte Alte sagen:
„Einst war sie reizend, aller Schönheit Krone!"
So möcht' ich wandeln in vergangnen Tagen.
Zusammenwerfen möcht' ich Raum und Zeit,
Die Leidenschaft ist wild und überschwänglich;
Weil sie der Durst verzehrt nach Ewigkeit,
Drum seht ihr sie so flüchtig und vergänglich.
Zuweilen auch ist seltsam mir zu Muth,
Als wäre, was mir durch die Adern zieht,
Entfremdet einem höheren Gebiet,
Ein Geist, verirrt, verschlagen in mein Blut;
Ein Ferge, der im Strom des Blutes treibt,
Und nirgendwo an einer Stelle bleibt,
Der nie gewinnt den Frieden fester Landung,
Weil ihm entsank sein Ruder in die Brandung.
Hinwiederum verzaubert er mein Blut,
Daß jeder Tropfen pocht in trunkner Wuth;
Es fühlt der Geist, der Alles will umfassen,
Im Einzlen sich verkerkert und verlassen; —
Er ist es, der mich ewig dürsten heißt,
Und mich von Weib zu Weib verderblich reißt.
Die schönste Frau entzückt mich ohne Dauer
Der Reize tiefster, bald erschöpfter Bronnen

Verweist den Durst hinweg nach neuen Wonnen,
Besitz erzeugt mir Leere, öde Trauer.

Diego.

Wohin verirrt der Flug sich deiner Sünden!
Kannst du auch nur Ein edles Weib ergründen?
Ein ewiges Gesetz, den Frevel richtend,
Gebeut: willst du dein Erdenloos bestehen,
Mußt du geschlossnen Auges und verzichtend
An manchem Paradies vorübergehen.

Don Juan.

Ein anderes Gesetz mein' ich zu spüren,
Es heißt mich meiner Manneskraft vertrauen,
Und sprengen kühn des Edens feste Thüren,
Den Cherub an der Pforte niederhauen.

Diego.

O Thor! dir droht die bitterste Verarmung;
Ein Bettler wirst du in den Abgrund schwanken;
Der Gott der Freuden ist ein Gott der Schranken,
Dies lehrt dich ja die Fessel der Umarmung.

Don Juan.

Das war ad hominem, doch ſchief geboten;
Es trifft den Leib, die Seele trifft es nicht;
Auch Reinlichkeit iſt eines Weiſen Pflicht,
Du aber, Freund, philoſophirſt in Zoten.

Diego.

Das eben iſt das Falſche und das Scheele,
Daß ſich in einer lüderlichen Seele
Ihr höchſtes Gut entadelt und entweiht,
Denn all ihr Thun iſt ſchnöder Widerſtreit.

Don Juan.

Schont' ich in dir den Bruder nicht, den treuen,
Die herbe Rede ſollte dich gereuen.

Diego.

Wärſt du vom Vater mir nicht anbefohlen,
Spräch' ich vielleicht: mag ihn der Teufel holen!

Don Juan.

Du mußt an meine Weiſe Dich gewöhnen.
Ich fliehe Ueberdruß und Luſtermattung,
Erhalte friſch im Dienſte mich des Schönen,
Die Einzle kränkend, ſchwärm' ich für die Gattung.
Der Odem einer Frau, heut Frühlingsduft,
Drückt morgen mich vielleicht wie Kerkerluft.
Wenn wechſelnd ich mit meiner Liebe wandre
Im weiten Kreis der ſchönen Frauen,
Iſt meine Lieb' an jeder eine andre;
Nicht aus Ruinen will ich Tempel bauen.
Ja, Leidenſchaft iſt immer nur die neue;
Sie läßt ſich nicht von der zu jener bringen,
Sie kann nur ſterben hier, dort neu entſpringen,
Und kennt ſie ſich, ſo weiß ſie nichts von Reue.
Wie jede Schönheit einzig in der Welt,
So iſt es auch die Lieb', der ſie gefällt.
Hinaus und fort nach immer neuen Siegen,
So lang der Jugend Feuerpulſe fliegen!

Diego.

So lang ſie fliegen! — wenn ſie ſchleichen werden?

Haſt du denn eine Jugend nur auf Erden?
Wenn du es noch ein Weilchen ſo getrieben,
Glaubſt du, die Zeche ward nicht aufgeſchrieben?
Wie wird am Zahlungstag zu Muth dir ſeyn?
Meinſt du, man zahlt nach luſtigen Gelagen
Die Gläſer nur, die man dem Wirth zerſchlagen,
Und die gebrochnen Herzen gehen drein?

Don Juan.

Die Gläſer und die Herzen, alle Zechen
Hab' ich bezahlt, wenn meine Augen brechen;
Mein letzter Hauch iſt Sühnung und Entgelt,
Denn er verweht mich ſelbſt, und mir die Welt.

Don Juan und Marcello reiten durch einen Wald, hinter ihnen zwölf Mädchen als Pagen verkleidet.

Marcello.

Wie reitet sich's durch einen Wald so traut,
Wenn nur die Wipfel noch von Sonne wissen,
Nur noch zuweilen eines Vogels Laut
Verhallt in ahnungsvollen Finsternissen.
Das Auge kann kein Thier des Walds erkunden,
Ein Eichhorn nur erblickt' ich in den Zweigen,
Es kam behend und still und ist verschwunden,
Die Einsamkeit des Waldes uns zu zeigen.
Und doch, hier lebt des Lebens welche Fülle!
Ein stummes Räthsel, das sich nie verrathen,
Die Pflanze ist sein Bild und seine Hülle,
Und allwärts grünen seine stillen Thaten.

Die Wurzel holt aus ſelbſtgegrabnen Schachten
Das Mark des Stamms und treibt es himmelwärts,
Ein raſtlos Drängen, Schaffen, Schwellen, Trachten
In allen Adern; doch wo iſt das Herz?

Don Juan.

Das Herz, in dem die Weſen alle gründen,
Der Born, worein ſie ſterbend alle münden,
Der Gott der Zeugung iſt's, der Herr der Welt,
Die er, nie ſatt, in ſeinen Armen hält.
Nie wird in langer Brautnacht: Weltgeſchichte,
Des Gottes Kraft, des Weibes Reiz zu nichte;
Des Lebens Jubeln — iſt ſein Wonneſtöhnen,
Wenn ſeine Küſſe brennen auf der Schönen
Und ihre Blicke heiß die Nacht durchſchimmern;
Des Todes Schmerz — der Braut jungfräulich Wimmern —
Wenn ich des Weibes Blume mir gebrochen,
War ich ſein Hauch und ſeines Herzens Pochen. —
Sieh hier das Kloſter, rings vom Wald umſchloſſen,
Dies Glöcklein ruft zur Hora die Genoſſen.
Schon iſt der Pſalmen düſtrer Klang zu hören;
Hörſt du den wilden Hirſch im Walde röhren?
Wie mag den armen Mönchen ſeyn zu Muth,

Wenn der Naturſchrei weckt verhaltne Glut?
O finſtrer Wahnſinn! blutendes Entſagen,
Wo rings des Gottes warme Pulſe ſchlagen!

(Zu den Mädchen.)

Ihr Dirnen, ſeyd des Schwankes nun gewärtig.
Ihr folgt in's Kloſter mir als mein Geleite,
In Pagenkleidern, knapp geſchnürt und bärtig,
Das Haar im Wulſt, den Degen an der Seite.
Laßt eurem Aufzug gleichen Blick' und Worte,
Und reitet männlich ſittig durch die Pforte.
Erſt wenn wir mit den Mönchen Tafel halten,
Und ich zum Zeichen in die Laute greife,
Dann hat der Schwank zum Ausbruch ſeine Reife,
Ihr mögt allmählig, was ihr ſeyd, entfalten.
Wie will ich mich gaudiren an den Pfaffen,
Wenn ſie erliegen euren ſüßen Waffen,
Wenn ſcherzend ihr Gelübde treibt zu paaren,
Daß helle Flammen aus den Kutten fahren,
Und in des Kloſters Taumeln zum Ergetzen
Streng tobt des Abts ohnmächtiges Entſetzen.

Im Refectorium des Klosters sitzen an der Tafel **Don Juan, Marcello** und die **Mönche**, je neben einer Dirne; der **Prior** ist noch abwesend.

Ein Mönch.

Miserere Domine!
Mich verwirrt des Mägdleins Näh'.

Zweiter Mönch.

Satan in Gestalt des Weibes,
Apage! und heb von hinnen
Mir den Irrwisch deines Leibes!
Wehe, wehe, meinen Sinnen!

(Er betet.)

Don Juan.

Mönch, du betest, willst du scheinen,
Doch die Blicke, zuchtvergessen,

Irren ſeitwärts unterdeſſen
Nach dem Buſen dieſer Kleinen.

Dritter Mönch.

Ich entſpringe dem Verliefe,
Fahret wohl, ihr dürren Schemen,
Nebelhafte Paradieſe!
Will das holde Weib mir nehmen.

(Er küßt ſie.)

Eine Dirne.

Traun! mit nichten zu verachten
Dünkt mir ſo ein Kloſterjunge!
Luſtberedt iſt ſeine Zunge,
Innig feurig iſt ſein Schmachten.

Don Juan.

Ja! geübt ſind dieſe Helden
In Entzückung und Ekſtaſen,
Weil ſie oft andächtig raſen
Vor den heiligen Gemälden.

Doppelt feurig brennt die Glut,
Wenn ſie wird in frohen Tagen
Auf ein Bildniß übertragen,
Das da lebt in Fleiſch und Blut.

Vierter Mönch.

O was war der Papſt Gregor
Für ein grauſamlicher Thor!

Fünfter Mönch.

O was war Gregor der ſiebte
Für ein Narr, daß er nicht liebte!

(Küßt die Dirne.)

Sechster Mönch.

Cälibat, das Ungeheuer,
Liegt bei uns in düſtrer Zelle;
Weib, ich freie dich zur Stelle,
Auf geht mein Gelübd' in Feuer.

(Küßt ſie.)

Der Prior

(in der Thür stehend).

Sündenpest, Gestank der Hölle!
O daß Gottes Zorn in Wettern
Stromweis auf euch niederquölle,
Euch Verruchte zu zerschmettern!
Hündisch geile Sinnenknechte!
Gott, bewaffne meine Rechte!
Laß vom Baum mich deiner Ehren
Diese Brut herunterkehren,
Böse Würmer, ekle Raupen;
Gib mir deine Flammenstaupen!

Don Juan

(lachend).

Herr, dein Aufruf wird zu Schanden;
Dein Flagellum nimm zu Handen!
Sieh, schon leer ist manche Stelle,
Der und Jener ist entwichen,
Hat sich still davongeschlichen
Mit der Dirne in die Zelle.

Der Prior

(hinausstürzend).

Waffen hol' ich meinem Zorne;
Seliger Stier, mit deinem Horne!

Don Juan

(zu Marcello).

Gerathen ist der Schwank, er möge reifen,
Die Nacht ist hell, komm, laß uns weiter streifen.

(Sie treten ab.)

Der Prior

(zurückkehrend).

Leer das Refectorium,
Alle Zellen fest verschlossen,
Ueber Gottes Heiligthum
Ist die Schande ausgegossen.
Weh! gebrandmarkt ewiglich
Ist mein Kloster, bin auch ich.
Während ich hier klagend steh',
Buhlt es rings in meiner Näh,

Greift der Gräuel immer weiter. —
Horch, die Angeln hör' ich krachen,
Durch die Pforte jagen Reiter, —
Hu! die Dirnen hör ich lachen!
Rüttle, Wuth, an meinen Sinnen,
Daß ich todt hinstürzen muß,
Oder gib mir den Entschluß,
Gleich mein Strafamt zu beginnen!
Nun wohlan! wohlan, Gesellen!
Habt verriegelt ihr die Zellen
Drinnen mir, will ich dafür
Draußen sperren euch die Thür.
Ha! verriegelt nur die Zelle!
Bald sollt ihr noch anders brennen!
Feuer leg ich in die Tennen
Und an jede Zunderstelle.
Fortgetilgt von Gottes Erden
Sollen seine Schänder werden.
Ich, zum Prior auserkoren,
Will mit Ihnen seyn verloren.
Ich vollbring's zu deiner Ehre,
Jesu Christe, miserere!

(Er zündet das Kloster an.)

Der Wald, wo das Kloſter geſtanden.

Don Juan

(zu Marcello.)

Das Horaglöcklein hat nun ausgegreint —
Das Kloſter liegt in Aſche, Alles ſtill;
Das ging zu weit, ſo hab' ichs nicht gemeint.
Wer Böſes thut, thut mehr ſtets als er will,
Weil eine Schaar von boshaft dunkeln Mächten
Schon lauert, ihre Hände drein zu flechten.
Wie mag der Brand im Kloſter ſeyn entſtanden?
Ob rettungslos den Tod ſie alle fanden?

Marcello.

Die Mönche mit den Dirnen ſind entſprungen,
Den Abt zu finden iſt noch nicht gelungen.

Don Juan.

Unheimlich ſchier iſt mir des Waldes Schweigen;
Sein Rauſchen auch, es ruft ſchier aus den Zweigen:
„Ein böſer Streich!“ Ich eilte gern von hinnen,
Doch feſſelt mich's, der Unthat nachzuſinnen.

Marcello.

Wie traurig liegt der ſchwarze Trümmerhaufen!
Hier ſahn wir jüngſt ein muntres Bächlein laufen,
Nun aber ſchleicht das ſonſt ſo helle, raſche,
Sich trüb und traurig ſickernd durch die Aſche.

Don Juan.

Das Glöcklein ſchweigt; doch mächtig tönt das Röhren
Des Hirſches, nun faſt ſchauerlich zu hören.

(Sie reiten fort.)

Garten des Grafen Prospero.

Don Juan und Gräfin Maria.

Don Juan.

Mich wundert's, wunderschönste aller Frauen,
In einem schönen Garten Euch zu schauen.

Maria

(scherzend).

Mich wundert's, Herr, lehrt Euch nicht meine Stelle,
Wie gerne Gleiches Gleichem sich geselle.

Don Juan.

Die Rosen müßten schaudern und erbleichen,
Und welk von jedem Strauch die Blätter weichen,

Sobald Ihr, schönste Dame, naht heran,
Verstünde die Natur, was sie gethan.
Nachdem ihr dieses Götterbild entstand,
Wie mag sie noch mit Niedrem sich befassen,
Wie mag sie nicht die schöpferische Hand
Von Blum und Blatt verdrossen sinken lassen?

Maria

(ungläubig lächelnd).

Bin ich die schönste wirklich aller Damen,
Sey der Natur gedankt für schönen Rahmen.
Mich freut es, wenn inmitten all des Schönen
Der hohe Preis der Schönheit mich soll krönen.

Don Juan.

Natur ist blöd und stumpf, sonst könnte nicht
Der Abendwind an Eurem Angesicht
So unbezaubert schnell vorüberstreifen;
Euch würden diese Zweige sonst ergreifen,
Wie mich hinzieht ein namenlos Entzücken,
Euch Kuß und Seele auf die Hand zu drücken.

Maria

(zurücktretend.)

Ihr fandet mich in dieſer Blumen Mitte
Einſam; ſo mögen Euch die Blumen lehren
Und mahnen Euch der ritterlichen Sitte,
Mit mir nur wie mit Blumen zu verkehren.

Don Juan.

Ihr habt an dieſe Blumen mich verwieſen,
So wähl' ich meinen Anwalt unter dieſen:
Ei! Roſe, ſprich: beherrſcheſt du dein Drängen,
Den Duft des Herzens in die Luft zu ſprengen? —
O Dame, neigt zur Roſ' Euch, athmet ein
In Eure Bruſt der Blume ſüßes „Nein"!
Wie wär' es wohl, wenn dort die Frühlingsſonne,
Die jedes Leben zwingt zu Luſt und Wonne,
Wenn ſie zugleich dem trunknen Frühlingsreigen
Geböte ſtreng, zu ſtarren und zu ſchweigen?

Maria.

Don Juan, mein Vater naht mit ſchnellem Schritt

Vom Schlosse her; nehmt dies zur Antwort mit:
In Eurer Rede, die so schmeichelnd flutet,
Hat mich's wie Frühlingsfächeln angemuthet.

(Don Juan entfernt sich.)

Prospero und Maria.

Prospero.

Die anberaumten Tage sind verflossen,
Du hattest Zeit, das Glück zu überlegen,
Und Muße, zu beherzigen den Segen,
Den dir der Himmel beut; bist du entschlossen?

Maria.

Ach, Vater, Alles hab' ich ernst bedacht
Zu jeder Stund' des Tages und der Nacht;
Doch unbesiegbar ist des Herzens Bangen
Vor diesem Bündniß, reich an Glanz und Ehren;
Was frommt es, wenn die ungestillten Zähren
In goldnen Schalen werden aufgefangen?

Prospero.

Es ist der Mann, für den ich dich bestimmt,
Zu gut, als daß er Thränen dir entpresse;
Und trocknen wird die Zeit die eitle Nässe
Des Auges, das in Schwärmereien schwimmt.

Maria.

Er wandelt schon im Niedergang des Lebens
Und schaut der Abendsonne kühle Neige,
Ich wandle noch die hellen Morgensteige,
Den gleichen Schritt versuchten wir vergebens.
Wie Morgenröthe mit dem Abendrothe
Am Himmel nicht zusammen will erscheinen,
So soll auf Erden nach Naturgebote
Die Jugend nicht dem Alter sich vereinen.
So sprach die Aya mir, sie ruh' in Frieden,
Die Freundin, die zu früh von mir geschieden.
Der Herzog strahlt im Ruhme großer Thaten,
Die auf dem Weg ihm Lust und Lieb' zertraten;
Er hat ein reiches Leben durchgerungen,
Und ist verdüstert von Erinnerungen.
Worauf ich sehnend hoff', er kann es missen,

Er hat es längſt von ſeiner Bruſt geriſſen.
Noch klingt ein Sprüchlein mahnend mir in's Ohr,
Das mir die Aya gerne ſagte vor:
„Wenn Hoffnung und Gedächtniß ſich umfangen,
So welken bald der Hoffnung rothe Wangen.“
Zu wenig iſt für meinen Jugendtraum,
Zu wenig iſt für meiner Seele Glut,
Was er vertrauen will, in meine Hut,
Es iſt nur ſeines Lebens goldner Saum.

Prospero.

O thöricht Kind! dein Irrſinn muß ſich wenden;
Ja, Träume ſind's, — du haſt es ſelbſt geſprochen, —
Wie Schaumesperlen leicht und bald zerbrochen,
An welche du die Zukunft willſt verpfänden.
Der Herzog iſt wohl ernſt, doch milder Sitten,
Hat Ruhm und Glanz im Leben ſich erſtritten,
Für reiche Habe ſorgten ſeine Ahnen,
Denn Sieg und Segen ſtand zu ihren Fahnen.
Mein Kind! die Erdengüter achten lerne,
Nicht glaube, daß dem Geiſt ſie fremd und ferne;
Die höchſte Sehnſucht ſollen ſie nicht ſtillen,
Doch dienen unſrer Seele als Organ,

Ein andrer Leib, womit sie angethan,
Belebt, beseelt, beherrscht von ihrem Willen.
Wie Göttliches dem Menschen sich gesellt,
So soll durch uns Mensch werden diese Welt.
Die edelste, die reinste auch der Seelen
Wird freudiger und freier sich entfalten,
Wenn Raum ihr ward, zu wirken und zu walten;
Mein Kind, du wirst dem Herzog dich vermählen!

Maskenball.

Don Juan.

Komm, theure Maske, niemand stört uns hier,
Enthülle deinen Anblick mir;
Die Larve fort! sie hat genug gesündigt,
Verhüllend mir dein schönes Angesicht,
Das jedes deiner Glieder süß verspricht,
Und jegliche Bewegung hold verkündigt.
Ich sah entzückt hingleiten deinen Gang,
Der Arme Spiel, ich sah dein leichtes Nicken,
Geberden, dich zu allen Augenblicken
Umschwebend, wie ein stiller Lobgesang.
So kann nur volle Schönheit sich bewegen;
Enthüll' dem Auge seinen ganzen Segen.

Die Dame

(sich enthüllend).

Und kann mein Antlitz nicht dein Auge segnen,
Dann sah ich dein's zum Unheil mir begegnen.

Don Juan.

O himmlische Gestalt! dich muß ich lieben.

Dame.

Du bist Don Juan, der Zauber wird zerstieben.

Don Juan.

Du kennst mich? nun, bist du so groß wie schön,
So folg' mir auf des Glückes Gipfelhöh'n.

Dame.

Die Kunde nennt so manche schöne Dame,
Von dir geliebt, und daß sie starb vor Grame.
Daß um dich Schönen weht ein Todesgrauen,
Macht dich vielleicht gefährlicher den Frauen.

Don Juan.

O nenne deinen Namen mir geſchwind,
So lang wir noch hier ohne Störer ſind.

Dame.

Des Grafen — — Wittwe, eine Villa
Bewohn' ich eine Stunde vor Sevilla.

Don Juan.

Dem Meer der Liebe ohne Schwur und Brief
Vertrau' dich kühn, frag' nicht; wie groß? wie tief?
Der Liebe frommt ein ahnendes Verzagen,
Ihr frommt ein heimliches Sichſelbſtbeweinen,
Noch ſüßer werden Lippen ſich vereinen,
Die noch berechtigt ſind: Leb' wohl! zu ſagen.

Dame.

Von welchen Zaubermächten ausgerüſtet,
Biſt du, o wunderbar gewalt'ger Mann,
Daß ich dem Abgrund nicht entrinnen kann,
Den du mir zeigſt, daß mich's hinab gelüſtet?

(Entfernt ſich.)

Zweite Maske.

Ei, schöner Ritter, gut, daß ich dich fand;
Schon lange wollt' ich dir dies Röslein bringen,
Zu spät nun ist's, es welkt' in meiner Hand;
Du aber bist kein Freund von welken Dingen.

Don Juan.

O gib! sie welkte nicht, ihr frischer Duft
Erquickt die Brust in dieser schwülen Luft;
O sprich! und gib der stummen Blume auch
Den süßen Schall zu ihrem Frühlingshauch.

Maske.

Das Röslein wuchs an einem stillen Orte;
Dort ruht ein Herz, weil's glaubte deinem Worte.

Don Juan.

Du solltest Rosenduft in Worte bringen;
Und lässest scherzend mir die Dornen klingen.
Auf zarte Bitte kam ein rauher Stich;
Nun mach' es wieder gut, enthülle dich!

Du kannst mit deinem Angesicht, dem schönen,
Wohl größres Leid, als solchen Scherz versöhnen.

Maske.

Kein Scherz, dein Liebchen starb vor wenig Tagen,
Sie bat mich, dir noch einen Gruß zu sagen.
Vergeben hat sie dir den Bruch der Treue,
Der ihr zugleich das weiche Herz gebrochen,
Ihr letztes Wort hat noch den Wunsch gesprochen,
Mit ihr begraben werde deine Reue.
Ich sah sie betend noch die Hände falten,
Vielleicht hat Kummer ihr das Herz erdrückt,
Daß sie nicht war so schön und reich geschmückt,
Um dich in ihren Armen festzuhalten.

Don Juan und Clara.

Don Juan.

So lieb' ich dich und deinen Zauberkuß,
Daß ſich mein Herz nach Treue ſehnen muß;
Es ſchrickt mein Herz zuſammen und erzittert,
Wenn es von ferne ſeinen Treubruch wittert.
Wahnſinnig ſeyn und träumend immer meinen,
Daß meine Lippen brennen auf den deinen,
Wie möcht' ich das! wie gerne möcht' ich ſeyn
Die Luft, die deine Bruſt ſtill athmet ein!
Ach! glichen meine Pulſe doch den Wellen,
Die badend um den Götterleib dir quellen,
Die koſend um die ſchönen Glieder kreiſen,
Und ſüßbetäubt durch ſie hinunterreiſen!
Wär' ich der Lichtſtrahl, der aus Abendglut,
Bis er hinſtirbt, auf deinem Antlitz ruht,

Das Mondlicht, das die Frühlingsnacht belehrt,
Wie schön du bist, und sich an dir verklärt!
Wie Abendglut und Mondeshuldigungen
Hielt ich dich gern bis in den Tod umschlungen;
Doch stirbt vor mir an dir mein Wohlgefallen,
Nach Andern werden meine Pulse wallen,
Die Lichter werden nicht mehr um dich scheinen,
Du wirst im Dunkeln einsam stehn und weinen.

Clara.

Don Juan, fahr' wohl! dieß war mein letzter Kuß,
Ich warte nicht auf deinen Ueberdruß.
Ich will nicht schaudernd dein Erkalten spüren
Und bettelnd aus der Asche Funken schüren.
Don Juan, fahr' wohl! doch werd' ich nimmer weinen,
Wenn du dahin, den ich geliebt wie Keinen.
Ich kannte dich, als mir zum erstenmal
In's Herz gedrungen deiner Augen Strahl;
Nicht in der Liebe höchsten Augenblicken
Gab ich dem süßen Wahne mich gefangen,
Daß meine Arme dauernd dich umstricken,
Durch jede Wonne schlich ein leises Bangen.
Ich hab's gewagt, mein Herz dir aufzuschließen,

Und in den ſchalen, herben Erdentagen
Raſch eine Stunde Himmel zu genießen;
Die Stunde floh und ſtill will ich's ertragen.
Ein Himmel war's, worin ich flüchtig ſchwebte,
Wenn auch durch meine höchſten Wonnen immer
Die bange Ahnung des Verluſtes bebte;
Doch, Juan, fahr' wohl! doch weinen werd' ich nimmer.
Mein Herz wird die Erinnerung behalten,
Bis über ihm ſich ſtarr die Hände falten.
O! keinen frohern Himmel kann es geben,
Als deſſen ich genoß im Erdenleben,
Denn jeder Himmel weiß, nicht blöd berückt,
Daß unter ihm in Leid die Hölle zückt.

Don Juan.

So lebe wohl! es ſey auch dieß empfunden,
Zu ſcheiden, eh die Reize noch geſchwunden;
Unaufgenüchtert ſoll mein Herz noch rauchen,
Um in den neuen tiefern Rauſch zu tauchen.

Don Juan und Gracioſo.

Don Juan.

Ich habe manches Weib mit ſtarken Krallen
Auf's Lager des Verlangens hingeriſſen,
Und fühlte nie was von Gewiſſensbiſſen,
Wenn ſie aus meinem Bett in's Grab gefallen;
Denn reich vergalt ich ihr in einer Stunde,
Was ich zerſchlug, wie Hagel das Getreide,
An blödem Glück, an matter Herzensfreude;
Sie ging nicht ſtumpf und unerquickt zu Grunde.
Ich hatte ſie entrückt dem ſchnöden Gleiſe,
Worin ſonſt Frau'n verkommen ſacht und leiſe;
Sie träumen Liebe, lachen, weinen, beten,
Und haben, welkend mit den Werkeljahren,

Die hohe See der Wonne nie befahren,
Das Eiland ihrer Sehnſucht nie betreten.
O Tropenland der heißen Liebeskraft!
O Zauberwildniß tiefer Leidenſchaft!
Wo vollen Schlags die trunknen Herzen wallen,
Wo, wie der Leu ſich auf die Beute ſchwingt,
Der Liebestrieb hervor urplötzlich ſpringt,
Um das entzückte Opfer anzufallen! —
Nie fühlt' ich Reue, wenn ich die verlaſſen,
Die mich auf ewig meinte zu umfaſſen;
Sie träumte ſüß, ich ließ es gar geſchehen,
Wenn ſie mir ſprach von Jenſeitswiederſehen,
Denn was den Reiz der Schönen noch erhebt,
Was ſie zu tieferen Genüſſen weiht,
Iſt ſolcher Wahn, ein Duft von Ewigkeit,
Der über einem Frauenherzen ſchwebt.

Graciosa.

Nun gut! was aber ſpracht Ihr da von Reue?
Ich kenn' Euch wohl: Ihr ſündigt ſtets auf's neue.

Don Juan.

Und doch, ſeit ich geſchaut die fremde Dame,

Vermiſcht ſich meine Luſt mit dunklem Grame,
Ein nie gekanntes Sinnen, Selbſtverklagen
Beginnt an meinem frohen Muth zu nagen.
Schön iſt ſie, ſchön! ihr Reiz ſo unermeſſen,
Daß auch die Schönſten, die ich je beſeſſen,
Erinnerungen ſonſt beglückter Zeiten
Beſchämte Schatten mir vorübergleiten.
Doch iſt ſie auch ſo hoch und himmliſch rein,
Daß ich — lach' nicht! — unſchuldig möchte ſeyn.

Graciosa.

Sie wird an Eurem Rufe ſich entſetzen.

Don Juan.

O könnt' ich doch mit ungetrübten Sinnen
Die Gunſt der wunderbaren Frau gewinnen,
Mit meines Herzens unberührten Schätzen!
Ich möchte, waſchend mich von alten Tagen,
Den Ocean durch meine Seele jagen,
Ich würfe gern die Seele in den Schlund
Veſuvs, zu läutern ſie im Feuergrund.

Graciosо.

Der Sünde ſüße Wildfrucht ward verzehrt,
Sie ſchmeckt' an manchem Strauche zum Entzücken,
Nun plötzlich wird nach andrer Frucht begehrt,
Ihr möchtet vom Spalier der Tugend pflücken.

Monolog.

Don Juan.

Zum erstenmal bei diesem Weibe
Ist in der Liebe mir zu Muth,
Als sollte meine heiße Glut
Auslöschen nie in ihrem Götterleibe.
Wie sonst an jeder schönen Brust
Der wilde Brand so bald verraucht',
Und schnell verlosch, wenn ich getaucht
Hinunter in das Meer der Lust!
Wenn Anna sinnend mich betrachtet,
Daß rings um sie die Welt mir nachtet,
Wird mir in ihres Auges Grund
Noch eine tiefre Wonne kund,

Als ſie erreichen kann ein Kuß,
Und innigſter Zuſammenſchluß,
Geahnte Luſt, doch nie umfangen,
Ein ewig Jenſeits dem Verlangen.
Und ſelig ſcheiternd hängt an Klippen
Der letzte Wunſch an ihren Lippen.
Wenn ich den holden Leib umranke,
Des Himmels Inbegriff und Schranke,
Möcht' ich vergötternd ihn verderben,
Mit ihr in Eins zuſammenſterben.

Maria und Don Juan.

Maria.

Erkaltet iſt dein wandelbar Gemüth,
Wo iſt das Herz, das einſt für mich geglüht?
Bin ich dieſelbe nicht wie vor dem Jahr,
Und dein noch inniger als ich es war?

Don Juan.

Du biſt ſo ſchön und ſchöner noch vielleicht,
Als da ich dir geraubt den erſten Kuß,
Du warſt mir immer hold, darum beſchleicht
Mich Wehmuth, daß ich dich verlaſſen muß.
Doch hin iſt hin, der Zauber iſt verkommen,
Ich hatte mir die Liebe nicht gegeben,
Und weiß auch nicht, wer ſie mir hat genommen,

Sie war ein neues, ſchönes, kurzes Leben!
Drum beſſer fort, als hier den Schmerz verſchleiern,
Und täglich lächelnd Todtenfeſte feiern.
So ſchön und reich, ſo herrlich war dieß Lieben,
Daß ich entſchwundnes Glück verrieth' und kränkte,
Wenn ſeinen Namen ich der Neigung ſchenkte,
Die noch für dich im Herzen mir geblieben.

Maria.

Das kannſt du mir ſo kalt in's Antlitz ſprechen,
Und ohne Scheu, die Seele mir zu brechen?
Maßlos wie einſt das Glück an deinem Herzen,
Doch dauernder, vergiftſt du mir's mit Schmerzen.
So ſterblich alſo waren deine Wonnen?
Du haſt vergiftet mir das Sonnenlicht,
Die dunkle Nacht, das Menſchenangeſicht,
Die Luft und jeden Tropfen in den Bronnen,
Den Raum, dem noch die Glieder angehören,
Die Zeit, die doch zu ſpät mich wird zerſtören.

Don Juan.

Man mißt die Liebe nicht nach Tagen, Jahren,
Ein Augenblick hat ewigen Gehalt,

Und ſein Gedächtniß mögen wir bewahren,
Doch wechſeln muß im Leben die Geſtalt.
Leb' wohl und denke meiner ohne Groll,
Weil doch auf Erden nichts beſtehen ſoll.

Maria.

Du armer Mann, trag' deine Blöße fort!
Als einen Bettler ſieht mein Herz dich ſcheiden,
Das reicher iſt in allen ſeinen Leiden,
Als du mit deinem ſchlechten, falſchen Wort.
Dein Lieben hätte ewigen Gehalt,
Und kann verkümmern doch ſo ſchnöd, ſo bald?
O lüge nicht, in deiner Liebe war
Nichts Ewiges, nichts Menſchliches ſogar!
Verzweiflungsvolle Scham brennt mir die Wangen,
Daß ich dich Thieriſchen einſt konnt' umfangen!

Don Juan.

Seh' ich, daß du beginnſt mich herb zu haſſen,
So kann ich ohne Bangen dich verlaſſen.
Den Haß des Weibes trag' ich ohne Noth,
Den ſchlimmſten auch, wenn er auf Rache lauert,
Schon übler iſt's, wenn die Verlaſſne trauert;

Man grämt vielleicht, man haßt ſich nicht zu Tod.
Leb' wohl, du wirſt von mir noch milder denken,
Wenn ſich in deiner Bruſt die Wünſche ſenken.

Maria.

Fahr' hin! und ein zerriſſnes Menſchenleben
Soll dich mit Vorwurf quälend ſtets umſchweben,
Und ſoll dir um die Seel' im Todeszagen
Noch weinend ſeine blut'gen Fetzen ſchlagen.

Nacht.

Herzogin Isabella sitzt lesend bei einer Lampe; Don Juan tritt leise ein und wirft sein Barett in die Lampe, daß sie erlischt.

Isabella.

Ich habe lang Euch nicht gesehen,
Es konnt' in vielen trüben Tagen
Mein leidend Herz sich selbst nur klagen,
Wie Lieb' und Sehnsucht Euch vergehen.
Und nun Ihr endlich seyd gekommen,
Habt Ihr den Anblick mir genommen,
Den lang ersehnten, all mein Glück;
Antonio, tretet Ihr zurück?

Don Juan (flüsternd).

Wenn brausend stürzt in's Meer der Fluß,

Und wenn der heiße Flammenguß
Dem Herzen des Vulkans entquollen,
Frag' ſie, ob ſie zurücke wollen,
Nicht mich, der ich von dir nur weiche,
Hinweggetragen eine Leiche.

Iſabella.

Was flüſterſt du? o ſprich doch laut
Zu deiner angelobten Braut;
Erſt löſchteſt du der Lampe Licht
Und raubteſt mir dein Angeſicht,
Und nun auch deiner Stimme Klang,
Was beides ich entbehrt ſo lang.

Don Juan.

O laß, da ſie ſo nah dem Ziel,
Der Lieb' ihr ſüßes Launenſpiel;
Ich will in dieſer Nacht einmal
Mit dir mich freuen ganz allein,
Kein Drittes dränge ſich herein,
Und wär's auch nur des Lichts ein Strahl.
Nur flüſternd ſoll das Wort begleiten
Der Liebe ſüße Heimlichkeiten,

Dieß ſcheue Wild aus Edens Wald,
Sonſt ſchrickt es auf und flieht es bald.

Iſabella.

Ich will die Lampe wieder zünden,
Dein Antlitz ſoll die Schrecken bannen,
Die heimlich mir das Herz umſpannen,
Als wollten ſie mir Unheil künden.

Don Juan.

O nein! es bleibe Nacht umher;
Laß deinen Hauch und Kuß mich trinken,
Nur fühlend will ich ganz verſinken
Im ſtillen dunkeln Wonnemeer.

(Sie fällt in ſeine Arme.)

(Später.)

Isabella.

Antonio, morgen ſchlägt die theure Stunde,
Die uns vereinen ſoll zum ew'gen Bunde;
Und wenn die Kirche unſre Zukunft weiht,
So heiligt ſie wohl auch Vergangenheit.

Don Juan

(laut).

Sie heilige was dir noch begegnet,
Doch wendet ihres Segens Macht.
Sich kaum zurück nach dieſer Nacht;
Die wonnereiche hat ſich ſelbſt geſegnet.

Isabella.

Ha! welche Stimme! Gott, erbarme
Dich meiner! hilf und wirf mich Arme
Mit meiner Schmach in's tiefste Grab,
Daß ich dem Fremden hin mich gab!

Don Juan.

Ich bin Don Juan, der lang geschmachtet
Nach deiner Gunst, verschmäht, verachtet.
Sey ruhig, Weib, und ohne Reue,
Auf Erden gibt es keine Treue.
Was dir geschah, was dich betrübt,
Das wird an jedem Weib verübt,
Die einem Manne sich ganz vereint;
Sie liebt ein Bild der Traumeswelt,
Und wen sie auch im Arme hält,
Ein andrer ist's als den sie meint.
Dieß ist der Sinnenlüge Fluch:
Verwechseln, täuschen und berücken,
Und selbst gesetzliches Entzücken
Der Eh' ist doch ein Ehebruch.

Die Salze.

Wald.

Don Juan und Graciosa reitend.

Don Juan.

Wie tief der Wald den frühen Lenz empfindet,
Wie sich um jeden Ast die Freude windet!
Ein süßer Duft durchströmt die laue Nacht,
Mein Herz ist warm und selig angefacht.
Wohl lieblich zittert heller Sterne Licht
Durch's zarte junge Laub im Windesbeben,
Doch daß es Welten gäbe, wo das Leben
So wonnig wie auf Erden, glaub' ich nicht.
Von Würzhauch überströmen Berg' und Klüfte,

Tief wird die Welt der Liebe sich bewußt;
Vertausendfachen möcht' ich meine Brust
Für all' die Fülle dieser Frühlingslüfte.

Graciosa.

Ein solch Begehren find' ich überladen;
Verdopplung aber könnte doch nicht schaden,
Durchbohrt man Euch die eine Brust im Streite,
So hättet Ihr zum Athmen doch die zweite.
Ihr wißt es, Herr, daß nah vorbei wir reisen
Dem Schloß Antonio's und seinem Eisen!

Don Juan.

Ich wußt' es wohl, drum reiten wir bei Nacht,
Fern sind wir, bis Antonio erwacht.

Graciosa.

Er wohnt mit Isabella, dem Gemahl,
In diesem unliebsamen, wilden Thal.

Don Juan.

Geloben mußt' er seiner Frau mit Schwüren,
Nicht weiter durch die Welt mir nachzuspüren.

Graciosa.

Doch will ein Zufall Euch zusammentragen,
So müßt Ihr sterben oder ihn erschlagen.
Ich weiß nicht, ob es allzuviel Verstand,
Daß Ihr Euch setzt dem Zufall auf die Hand.

Don Juan.

Wenn du dich fürchtest, gib dem Roß die Sporen,
Den Zaum der Zunge, feigster aller Thoren!

Graciosa.

Es dämmert schon der Morgen und wir haben
Ein gutes Stück des Waldes noch zu traben;
Daß er so viele Bäume haben muß!
Herr Jesu Christ! habt Ihr gehört den Schuß?

Don Juan.

Noch nicht; dort schleicht ein Jäger durch die Föhren,
Wirst bald, doch nicht auf dich, ihn schießen hören.
Ein Jäger — es ist März — wohl Hahnenbalzen;
Ich möchte gern dem Wicht die Jagd versalzen.

Graciosa.

Hat nicht Antonio ein kurz Gesicht?

Don Juan.

Mein tapfrer Mann, das eben weiß ich nicht.

Graciosa.

Mich däucht, ein kurzes; liebt er sonst die Jagd?

Don Juan.

Mein Held, darum hab' ich noch nie gefragt.

Graciosa.

Warum, o Herr, wollt Ihr die Jagd versalzen?
Auch weiß ich nicht: was ist das für ein Balzen?

Don Juan.

Um dir die Angst, mein Junge, zu zerstreuen,
Laff' ich die kleine Müh' mich nicht gereuen.
Auf einer Eiche sitzt der Auerhahn
Und balzt, das heißt, er lockt sein Weib heran.

Er lauscht, ob sie noch nicht erscheinen will,
Da steht der schlau geduckte Jäger still.
Er lockt und ist geblendet und betäubt
Vom Sturm der Luft, der sein Gefieder sträubt.
So lang der wilde Vogel scharf und dringend
Sein Lieb beschwört, so sieht und hört er nichts
Vom Feind, gespannten Rohres und Gesichts
In Sätzen hurtig an die Eiche springend.
Ein Schuß, da stürzt und rauscht entseelt vom Ast
Des Waldes lenz- und liebestrunkner Gast.
Ein solcher Schuß dünkt Frevel mir, verübt
Am holden Lenz; mich däucht, es muß ihn schmerzen,
Wenn ihm auch nur in eines Vogels Herzen
Sein flüchtiges Beglücken wird getrübt.
Ich will dem Jäger seine Jagd verderben,
Der Auerhahn soll heute noch nicht sterben.

Graciosa.

Wie Euch so eines Vogels Sterbetag
Weit mehr als Euer eigner kümmern mag!

Don Juan.

Du hältst mein Roß, ich springe an den Ort,
Und scheuche rettend den Verliebten fort.

Andere Gegend des Waldes.

Antonia. Don Juan.

(Antonio winkt dem Herannahenden vergebens, stehen zu bleiben.)

Don Juan

(laut rufend).

Es lebe die Wollust! laß den Hahn am Leben!

Antonio.

Er lebe! lebe hoch! dem ich's verdanke,
Daß ich den Tod nun dir, Don Juan, kann geben!

(Er schießt auf Don Juan und fehlt.)

Don Juan.

Wer treffen will, seh' zu, daß er nicht schwanke.

Der Tod hat dießmal wenig angegriffen;
Als er an meinem Ohr vorüberstrich,
So nah und hörbar sausend, hat er dich,
Dich schlechten Schützen vor mir ausgepfiffen.

Antonio.

Wohlan, verruchter Sünder, zieh' die Waffe,
Daß ich nicht wehrlos dich hinunter schaffe;
Don Juan, ich lasse dich zur Hölle wandern,
Wo du nicht gelten kannst für einen Andern,
Wie dieß in meinem Himmel dir gelungen,
In den du frech und frevelnd eingedrungen.

Don Juan.

Weil einer, scheint es, sterben muß von beiden,
So mag es denn, du Narr, das Schwert entscheiden.

Antonio

(fällt).

Ich sterbe gern — ich sucht' es zu vergessen,
Doch immer hat der Wurm genagt, gefressen,
Den du, mein Feind, mit unerhörter Tücke
In's Herz gesetzt hast meinem Erdenglücke.

(Er stirbt.)

Kirchhof. Mondnacht.

Don Juan und Catalinon wandeln zwiſchen den Gräbern.

Catalinon.

Langweilig ſchauerlich iſt dieſer Ort;
Kommt heim! dort iſt es luſt'ger auf mein Wort!
Dort duften Blumen auf gedecktem Tiſche,
Verheißungsvoll die Braten und die Fiſche.
In den verſchloſſenen Bouteillen wohnen
Die muntern Genien aus fremden Zonen,
Wie ſchöne Nonnen in kryſtallnen Zellen,
Voll Sehnſucht nach den durſtigen Geſellen.
Der Spielmann ſtimmt bereits die helle Geige,
Und gehen Schmaus, Muſik und Trunk zur Neige,
Dann winken Euch zur ſüßeſten der Freuden
Mit rothgeglühten Reizen ſchöne Damen.

Kommt heim! laßt uns die Stunde nicht vergeuden;
Was habt Ihr mit den Todten hier zu kramen?

Don Juan.

Wenn ich an Luſt mich heiß und müd genoſſen,
Und mich zu ſchwül das Leben hält umſchloſſen,
Dann mach' ich gerne Kirchhofpromenade;
Das wirkt wie eine Seelenlimonade.
Ich leſe kühle Mährchen auf den Steinen,
Vom Marmor rieſeln noch die Thränenquellen
Melodiſch in der Reime Waſſerfällen,
Die längſt vom trocknen Auge nicht mehr weinen.
Ich höre längſt verhallte Seufzer wehen,
Hier prahlt der Schmerz im Stein, nicht zu vergehen,
Und mit den Roſen um die Urne winden
Die Träume ſich von einem Wiederfinden.
So kühlen mit ironiſchem Gekrauder
Die Gräber mir manchmal die heißen Sinne;
Und daß zur Luſt ich neue Luſt gewinne,
Nehm' ich hier einen Trunk vom Todesſchauder.
Doch will's auch damit nicht mehr recht gelingen,
Die Freude kann nicht mehr wie einſt hinbrauſen;
Sind lahm ſchon oder mauſern ihre Schwingen?
Weiß nicht, doch fühl' ich oft ein ſtilles Grauſen. —

Wie dieſer Grabſchrift goldne Zeilen ſagen,
So liegt allhier ein Mann, den ich erſchlagen.
Ei! wie geſchwätzig iſt das Epitaph!
Es wünſcht dem Todten einen ſüßen Schlaf,
Bis auferſtehe ſeine Erdenhülle,
Auch preist es ſeine ſeltne Tugendfülle;
Zum Schluſſe prophezeiht die letzte Zeile,
Daß Gottes Zorn den Mörder noch ereile.
Nun, wenn die Strafe ſo gewiß mich trifft,
Als ihn die Auferſtehung — lügt die Schrift. —
Hier iſt des Mannes Standbild auch zu ſchauen —
Bald hätt' ich's überſehn — in Stein gehauen.

(Die Statue betrachtend.)

Wie ſeltſam ſteht das ernſte Mondenlicht
Auf dieſes Mannes albernem Geſicht!
Sein Antlitz, das von Grabgewürm zernagte,
Muß lang der Stein noch tragen, der geplagte.
Viel dummes Zeug, anſtatt ſich zu verſtecken,
So bald's verlebt, auf ewig dem Beſchauer,
Stiehlt noch vom Stein ſchmarotzend ſich die Dauer,
Die Naſe in die Nachwelt frech zu ſtrecken.
Du Steingebild! mir imponirſt du nicht!
Du Todter, warſt einſt Gouverneur und Wicht,

Jetzt bist du nichts, und bist was du gewesen.
Die Drohung deiner Grabschrift wird verlacht,
Kein Hahn kräht, daß ich sonder Federlesen
Dein lautes Nichts zum stillen Nichts gemacht.
Doch bist du was, so zeige mir's, erscheine
Heut' Mitternacht in meinem Haus und beize
Dein kaltes Herz an schöner Dirnen Reize,
Am Glas vom langentbehrten Erdenweine!
Nun, kommst du? — ha! mir war im Augenblicke,
Als ob die steinerne Gestalt mir nicke.
Sahst du's?

Catalinen.

Ich nicht; kommt, laßt von dem Getreibe,
Sonst macht noch Langweil', daß ich ganz hier bleibe.

Erleuchteter Saal im Hause Don Juans.

Don Juan, Marcello und mehrere geputzte **Frauenzimmer** sitzen um eine Tafel, auf welcher die Reste eines reichen Mahles sichtbar sind. **Musikanten** spielen.

Don Juan.

Laßt ab, ihr Geiger, mich verletzt das Lärmen.
Gut Nacht, ihr Mädchen! aus ists mit dem Schwärmen.

(Zu Marcello.)

Der Gast vom Kirchhof, scheint es, kennt Manieren;
Wenn ich gewisse Zeichen recht verstehe,
So ist er da, ich spüre seine Nähe
In einem tiefen wunderlichen Frieren.

Marcello.

Mein Freund, dich traf zu kühl die Abendluft,
Es weht ja nie gesund um eine Gruft.

Don Juan.

(zu Catalinon).

Gib Jeder zehn Dublonen zum Entgelt,
Daß heute mir die schönste nicht gefällt.
Gold ist noch da; ich hätte nicht gedacht,
Daß unerschöpflicher mein Reichthum wäre,
Als meine Lust, als meiner Sinne Macht,
Nun bin ich doch besiegt vom Weiberheere.
Ins Welke hat sich's Leben mir entfärbt,
Ja selbst sein Preis, das Gold scheint abgeblichen,
Der frohe Juan ist aus der Welt entwichen,
Der traurige Juan hat ihn beerbt.
Verrücktres hat die Erde nie getreten,
Als Stoiker und darbende Asketen.
Das Beste wäre, kein Bedürfniß fühlen?
Das Beste ist, Verlangens Glut zu kühlen.
O dürsten wie das Windspiel, Meil' auf Meile
Das Wild verfolgend in erhitzter Eile;
O hungern möcht' ich wie der Wolf im Schnee,
Und dann den frischen Bach, das junge Reh!
Ha! wie der Hirsch, wenn Triebe ihn durchfeuern,
Des Schlafs vergißt, nicht hat der Weide Acht,

Nur umschweift nach verliebten Abenteuern,
Des Walds glückselger Lump bei Tag und Nacht!
Ich tauschte lieber mit dem Hirsch die Stelle,
Als mit dem Klosterbruder in der Zelle.
Was aber frommt die beste Wissenschaft?
Verrathen hat mich meine eigne Kraft,
Das Feuer meines Blutes ist verlodert,
Ich fühle mich schon gleichsam angemodert.

Marcello.

Was liegt daran? ward eine Freude matt,
Blüht eine andre auf an ihrer statt.

Don Juan.

Ja! andre Freuden gibt es, kahle, fahle,
Verkrochnes, neckend zwergisches Gelichter,
Im Schacht der Brust beim Schein der Grubenlichter
Den Schatz aufbeutend statt im Sonnenstrahle.
Mir aber schien die Liebe nur kein Thor;
Die Selbstvertiefung wollte nie behagen,
Statt in mich selbst zu graben, zog ich vor
Keck in die Welt ein derbes Loch zu schlagen.
Ja! andre Götter sind der Welt gewogen,

Als denen ich des heitern Cults gepflogen;
Sie wurden meiner Jugend auch gegeben,
Doch fanden ſie bei mir kein rechtes Leben!
Bald ſind die Kühlgeſinnten ſiech, beklommen,
In meinem Tropenwetter umgekommen.

Marcello.

Im Dienſt der Liebe bleibt nur ungeprellt,
Wer noch in ihrem Rauſch zur Grube fällt.

Don Juan.

Dies Wort haſt du aus meiner Bruſt geſprochen.
In einem raſch entſchiednen Zweigefecht
Zu fallen, wäre mir nun eben recht.
O käm' ein Todfeind jetzt hereingebrochen!

Marcello.

Wozu der Feind? was mir die Schulter drückt,
Das werf' ich ab und harre nicht des Zweiten,
Der mir die Bürde erſt vom Halſe rückt;
Wer ſterben will, was braucht der noch zu ſtreiten?

Don Juan.

Der Todesſtoß muß mich von außen treffen,
Krankheit, Gewalt — nur ſey's ein Gegenüber;
Ich gebe ſelbſt mir keinen Naſenſtüber,
Geſchweige daß ich wollt' mein Schickſal äffen.
Wie ächte Wolluſt nur ſelbander lodert,
So werden Zwei zum rechten Tod erfodert.
Die Luſt war meine Gottheit und ich werde
An ihr nicht freveln, ſcheidend von der Erde;
Nicht eigne Hand ſoll meine Tage kürzen,
Vom Schwerte meines Feindes möcht' ich ſtürzen.
Und jauchzt der Zorn ob ſeinem Todesſtreiche,
Dann fällt der Luſt zum Opfer meine Leiche.

Marcello.

Komm, Freund, laß trinken uns noch eine Flaſche
Burgunderweins, daß er den Gräberſtaub
Aus deiner Kehle dir hinunterwaſche.
Tratſt du im Frühling nie auf dürres Laub?
Und ſahſt du nicht friſch angeblüht die Aeſte,
Indeß den Fuß umrauſchten Winterreſte?
Der Wald war müd geworden und entſchlafen,

Bis weckend ihn des Frühlings Mächte trafen.
Auch du bist müd, nur brauchst du kürzre Nacht,
Und morgen schon bist lustig du erwacht.

Don Juan.

Schenk' ein; doch plag' dich nicht, in schlechten Bildern
Den Wandel meines Lebens abzuschildern.
Stoß an! der wiedergrüne Wald soll leben!
Die Vögel, die verliebt im Laube schweben!
Der Bach, aus dem das Wild Erquickung trinkt!
Das Moos, worauf Umarmung heimlich sinkt!
Sie sollen leben, lieben und genießen!
Mir aber wird kein frisches Grün mehr sprießen.

Marcello.

Schwermüth'ge Grillen sind's; — in wenig Stunden,
Ich bin's gewiß, wird deine Kraft gesunden.

Don Juan.

Von Schwermuth weiß ich nichts, mein Freund, ich hasse
Am Mann das Klagendweiche, Thränennasse.
Es war ein schönes Sturm, der mich getrieben,
Er hat vertobt, und Stille ist geblieben.

Scheintodt ist alles Wünschen, alles Hoffen;
Vielleicht ein Blitz aus Höh'n, die ich verachtet,
Hat tödtlich meine Liebeskraft getroffen,
Und plötzlich ward die Welt mir wüst, umnachtet;
Vielleicht auch nicht; — der Brennstoff ist verzehrt,
Und kalt und dunkel ward es auf dem Herd.
Einst über einer Heid' in dunkler Nacht
Sah ich den Himmel glühn in rother Pracht,
Als flammt' in Lüften hoch ein Meteor,
Und als ich näher kam, war's brennend Rohr;
Und als die Binsengluth in Asche fiel,
War schwarz der Himmel, aus das Farbenspiel.
So ist vielleicht der Liebe Zauberei
Nur Himmelswiderschein vom Erdenbrand,
Und wenn der Stoff verzehrt in Asche schwand,
Ist auch das Rosenspiel der Nacht vorbei.

Marcello.

Einst hört' ich anders dich die Liebe schildern;
Denkst du des Rittes noch zur Abendstunde,
Wo plötzlich im einsamen Waldesgrunde
Dein Herz ergriff ein seliges Verwildern?
Wie du in schöner Schwärmerei entbranntest,
Die Lieb' den Gluthauch eines Gottes nanntest?

Don Juan.

Auch das war nur Aufknistern heller Funken,
Ein hoher Schein des Brands, der nun versunken.

(Es wird an das Thor des Hauses gepocht; von außen Lärmen von Frauen und Kindern.)

Eine weibliche Stimme

(ruft).

Macht auf! um Einlaß pocht Gerechtigkeit!
Macht auf! geschwind! verwaiste Unschuld schreit;
Verführte Weiber wollen ein zu Hauf!
Laßt ein! sonst brechen wir die Thüre auf!

Don Juan

(ruft durchs Fenster hinaus).

Ha! welche ungeschlachte Lumpenhorde!
Sucht ihr in meinem Hause Raub und Morde?
Herein! ich brauch' die Knechte nur zu wecken,
Daß sie euch allesammt gleich todt hinstrecken.

(Er winkt Catalinon zu öffnen.)

Don Pedro

(eintretend mit einer Schaar von Weibern und Kindern, spricht zu diesen).

Nicht lärmet, sonst verlaß ich Eure Sache,
Und selbst entbiet' ich gegen euch die Wache!

(Zu Don Juan.)

Don Juan, ich bin Don Pedro de Ulloa,
Der Sohn bin ich Gonzalo's de Ulloa,
Des Großcomthurs des Calatravaordens,
Und ſteh' vor Euch in Sachen Eures Mordens,
In Sachen des Verführens und Verlaſſens;
Ich ſühne, hilft mir Gott, in dieſer Stunde
Des Vaters Tod und manches Herzens Wunde;
Ihr ſeyd ein Mann des ewigen Erblaſſens.
Noch Kind, als Ihr den Vater mir erſchlagen,
Mußt' ich die Rache ſchmerzlich lang vertagen,
Doch macht' ich mir in ihrem Dienſt zu ſchaffen,
Bis meine Glieder wuchſen in die Waffen.
Ich ſäumte nicht, ſo weit Gerüchte führen,
Den Thaten Eurer Sünde nachzuſpüren,
Und manches arme Weib hab' ich gefunden,
Das Gram und Noth und Schmach durch Euch empfunden.

(Auf die Kinder weiſend.)

Die Kinder folgten mir aus fernen Gauen,
Um ihren Vater einmal doch zu ſchauen;
Sie tragen Eurer edlen Züge Spuren,
Nicht Eurer Liebe, die ſie nie erfuhren.

Die einen konnten mit der Mutter wandern,
Und zu den Müttern der verwaisten andern,
Don Juan, wird Euch hinsenden dieses Schwert,
Das lange schon nach Eurem Blut begehrt.
Erst mögen diese Frauen mit euch rechten,
Dann seyd gefordert Ihr, mit mir zu fechten.

Don Juan.

Catalinon, wir werden bald getrennt;
Verdiene dir nun meinen letzten Dank,
Nimm diesen Schlüssel, öffne meinen Schrank
Und hole mir daraus mein Testament.
Auch bringe mir die Liste der Verführten,
Die dich zu mitleidvoller Vorsicht rührten,
Daß du genau verzeichnet ihre Namen,
Auch wann und wo sie mir zu Falle kamen.

Constanze.

Don Juan, Ihr seyd noch jetzt der schönste Mann;
O daß ich Euch noch einmal schauen kann,
Und daß ich kann mein Kind mit Euch vergleichen!
Es trägt der schönsten Stunde schönstes Zeichen.

Blanka.

Ja! er iſt ſchön; wohl mir, daß ich ihn ſehe!
Es mildert mir der Reue bittres Wehe,
Es kleinert mir die Größe meiner Sünden,
Daß haſſend ich ihn noch ſo ſchön muß finden.

Theodore.

Wie ruhig blickt der Räuber meiner Tugend,
Wie heiter blickt der Mörder meiner Jugend!

Ines.

O eile, von Don Pedros Hand zu ſterben,
Wenn dich nicht ſoll dein eignes Kind verderben!
Der Bube da wächst auf und er gedeiht
Von meinen tauſend Flüchen über dich,
Womit ich ſäugend meine Bruſt beſtrich,
Womit ich jeden Biſſen ihm beſtreut.

Catalinon

(mit den Papieren kommend, zu Don Juan).

Hier, die Papiere, Herr, die Ihr geheiſcht!

(Zu Ines.)

Hat dieſe Hexe immer ſo gekreiſcht?
Dämpfſt du nicht deine Stimme zum Geflüſter,
So ſtreich' ich deinen Namen vom Regiſter.

Don Juan

(die Kinder betrachtend).

Ei! tücht'ge Rangen ſind es, wackre Sproſſen,
Die hinter mir ſo zahlreich aufgeſchoſſen!
Ihr ſeyd ein heitrer Scheideblick der Welt,
Der mir faſt wärmend in die Seele fällt.
Seyd luſtig, Kinder, wenn ich bin begraben,
Sollt ihr von mir nicht nur die Züge haben.

Marcello.

Sie ſind ein heller Ruf zurück in's Leben;
Laß dir das Himmelszeichen nicht entſchweben!

Don Juan

(zu Don Pedro).

Ich leg' in Eure ritterlichen Hände
Mein Teſtament, vollzieht's nach meinem Ende.

So sehr ich auch das Sparen stets vergaß,
Blieb doch von Gütern mir ein Uebermaß.
Für jeden Namen, den die Liste nennt,
Steht ein Legat in diesem Testament,
Und jedes von so reichlichem Betrag,
Daß Weib und Kind vollauf es nähren mag.
Damit kein Zweifel dies Verzeichniß trifft,
Gab ich ihm auch Sigill und Unterschrift.
Catalinon, versäumt' ich nicht, den Alten,
Er kann fortan sich selbst den Diener halten.

(Betrachtet das Verzeichniß.)

Catalinon

(mit unterdrücktem Weinen).

Was treibt mein Herr nur wiederum für Possen!
Er thut, als sollt' er bleiben im Duelle,
Und doch erliegt sein Feind auf alle Fälle,
Seh' seine stolzen Aeuglein schon geschloffen.
Wer schlagen will Don Juan, den großen Fechter,
Das muß ein Andrer seyn als so ein schlechter
Und ungereimter Gegner de Ulloa,
Söhnlein des Don Gonzalo de Ulloa,
Als so ein Unbart mit weißsammtnem Kinne,

Mit Pfaffenwitz und Beinen einer Spinne,
Mit einer Stimm', als ob Cicaden ſängen,
So ſtangendürr geſtreckt und galgenſchlank,
Daß unſereins, wär's eben leberkrank
Und deſperat, ſich könnt' an ihm erhängen.

Don Juan

(das Verzeichniß leſend, für ſich).

Erinnerungen, einſt geliebte Damen!
Bis auf die letzte Blüthe abgedorrt,
Einſt Himmelsklang, was nun ein ſchales Wort;
Wie ſchnell die Dinge welken und die Namen!
Erinnerung läßt mich noch einmal wandern
Von einer dieſer Holden hin zur andern. —
Sinnvoller Brauch, den Göttern alle Jahre
Die Erſtlinge zu opfern am Altare;
Wie lieblich iſt das erſte Grün der Blätter,
Der erſte Duft und Saug im Frühlingswetter!
Wie wonnevoll zur See am fernen Rand
Der erſte Blick auf das erſehnte Land!
Am hellſten blühn des Ruhmes erſte Kränze,
Am ſüßeſten berauſcht der erſte Kuß;
Wenn jenſeits noch ein Himmel iſt, ſo muß

Auch er am ſchönſten ſeyn an ſeiner Grenze.
Drum war der Liebe Süßeſtes zu nennen
Der erſte Anhauch neuer Leidenſchaft;
Die Wehmuth, daß ſich alte Zauber trennen,
Erhöht des neuen Glückes Reiz und Kraft.
O daß verſiegen muß der reichſte Bronnen!
O könnten ſterben wir in jeder Luſt,
Und neu geboren, mit verjüngter Bruſt,
Entgegenſtürzen immer neuen Wonnen!

(Zu Don Pedro.)

Wollt Ihr die Schrift vertreten und erfüllen?

Don Pedro.

Auf Ritterwort! um der Verlaſſnen willen.

Don Juan

(ihm die Schrift überreichend).

Wohlan! nun zeigt, ob Euch die Fechtkunſt eigen;
Daß Ihr ein Stümper ſeyd, will ich Euch zeigen.

(Sie fechten.)

Don Juan.

Fürwahr, Ihr ſeyd, wofür ich Euch gehalten;

Schon dreimal konnt' ich leicht das Herz Euch ſpalten,
Das rachevolle, doch ſo ſchlecht geſchützte,
Wenn ich den Degen ernſtlicher benützte.
Hier habt Ihr eins — nun wieder eins — hier wieder!
Ihr blutet ſchön auf meine Diele nieder;
Ich hab' Euch angezapft an manchen Stellen,
Doch bohr' ich ſpielend Euch nur ſeichte Quellen.
Don Pedro, traun! nie fühlt' ich ſichrer mich,
Als gegenüber Eurem Degenſtich;
Zweikampf mit Euch nenn' ich ein Sorgenfrei,
Ja! ein Aſyl iſt Eure Fechterei!

Don Pedro.

Gib mir den Tod, nicht dieſes Blutgeträufel,
Nicht ſchmähe mich, du grundverfluchter Mann!
Im Kampf beſiegen kann dich nur der Teufel,
Stoß zu, daß ich dich nicht mehr ſchauen kann!

Don Juan.

Mein Todfeind iſt in meine Fauſt gegeben;
Doch dies auch langweilt, wie das ganze Leben.

(Er wirft den Degen weg; Don Pedro erſticht ihn.)

Helena.

Dramatiſches Bruchſtück.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ausgereuteter Platz vor einer faſt vollendeten Burg, tiefſt im Böhmerwalde; nebenan ein Blockhaus. — Nacht mit Vollmond.

Ritter Albrecht. Kurt, ſein Edelknecht. Zuletzt Werkner.

Albrecht.

Laß uns verſchwatzen dieſe lange Stunde;
Die Kerle ſchlafen alle noch wie Felſen;
Ein ſtörriſch widerwärtig Volk! ich darf
Nicht ſtören ihren Schlaf, zur Arbeit rufen,
Weil ſie mich ſonſt verlaſſen, wie ſie drohten.
Noch iſt nicht fertig meine feſte Burg,
Darin ich all mein Glück verſchanzen will;
Mit jedem Stein wächst meine Ungeduld.

Der Mond ſcheint hell — ein ärgerliches Licht
Für einen, der ſich nach dem Morgen ſehnt.
Gibt's auf der Welt ein Weib wie Helena?

Kurt.

Ich kenne keins; der König iſt zu ſchlecht,
Daß er ſie Tochter nennt, und Leidenſchaft
Ein ganzes Heldenherz voll iſt ſie werth.

Albrecht.

O, mehr als Leidenſchaft verdient ihr Liebreiz!

Kurt.

Die Jungfrau iſt von wunderbarer Schönheit.

Albrecht.

Ihr würd'ger Freier wäre nur der Wahnſinn,
Wenn er nicht häßlich wäre anzuſchaun.
O Helena! wann werd' ich dich umarmen?

Kurt.

In wenig Tagen iſt die Burg vollendigt;
Die Zwingeln ſind gebaut, die innern Mauern,

Die Letzen und die Thürme all gerüstet,
Mit Binsen ist die Diele schon bestreut,
Und eingerichtet sind die Kemenaten.
Mundvorrath ist gesammelt auch für Jahre,
Und gestern Abends fällten sie die Eiche,
Ein tüchtig Brautbett Euch daraus zu zimmern.

Albrecht.

Dann eil' ich, ihrem Vater sie zu rauben,
Der stolz sich unserm Glücke widersetzt.
Daß ich den Vater und den König kränke,
Das gilt mir nichts, der König fraß den Vater;
Sonst würd' er nicht das Herz dem Kind zerreißen
Und mich verwerfen; ich gewann ihr Herz.
Hast du gehört die schmachvoll bittern Worte,
Die er gesprochen mir zu Eresburg,
Als ich die tapfern Ungarn hingestreckt,
Und durch die Wetterschwärme der Kumanen
Mit meinem Schwerte ihn herausgehauen?
Ich trat vor ihn und bat um seine Tochter;
Er sprach: ich lohne reich mit Land und Leuten,
Nur nicht mit meinem Kinde dich, Vasall!
Du hast für mich dein treues Blut verspritzet;
Doch fordre nicht dafür mein Kind, mein Blut;

Nicht Blut um Blut verwettet man dem König,
Wenn man nicht selbst von fürstlichem Geschlecht.

Kurt.

Ein stolzer König, doch ein guter Vater;
Er hielt sie weich und gütig wie sein Auge.

Albrecht.

Hat er sein Auge je von sich gestoßen?
Mich dünkt, dich schläfert, dein Gedächtniß auch,
Das helle Mondlicht bleicht dir die Erinn'rung.
So hast du denn vergessen, wie sie weinend
Zu seinen Füßen sank in jener Stunde?
Wie er sie von sich stieß und wüthend rief:
Kein Wort davon! pfui! pfui! du riechst vom Knecht!
Mach deine Mutter nicht im Grab verdächtig.
Wie gerne hätt' ich ihm den Kopf gespalten!
Doch weinend flehte Helena: verzeih!
Dein Zorn vernichtet unser letztes Hoffen. —
Und wenn er auch der beste Vater wäre,
Ich raubte sie, wenn er sie mir nicht gäbe;
Die Liebe ist das ältste Recht auf Erden.

Kurt.

Ich aber raubte sie auf alle Fälle.
Wenn Vater, Mutter, Basen auch und Vettern
Die Brautnacht uns zuschanzen, hat es was
Vom eckelig Bequemen einer Treibjagd.
Die Brautnacht mögen Andre sich erbeuten
Im Parke als ein müdgehetzt Kaninchen,
Wir jagen sie als Gemse im Gebirg.

Albrecht

(an das Blockhaus der Werkleute horchend).

Sie schlafen noch — ihr Klötze! schlafet schneller!

(An die Thür pochend.)

Holla! wacht auf! der Morgen dämmert schon!

(Stimme von innen.)

Gebt Ruh! noch ist es Nacht, es scheint der Mond;
Gebt Ruh! im Mondlicht strecken sich die Bäume,
Da strecke sich der Mensch auf seinem Lager.
Wir sind noch müd und schläfrig; gute Nacht!

Albrecht.

Auf! Auf! zur Arbeit! jegliche Minute,

Die bis zur Dämmrung noch verſtreichen mag,
Bezahl' ich Jeglichem mit einem Goldſtück.

(Die Thür öffnet ſich, die Werkner treten heraus.)

Maurer.

Was drängt Ihr uns ſo haſtig ungeſtüm?
Baut ſich ein Schloß ſo ſchnell denn wie ein Grab?
Ihr macht's gerad wie jener Erbe jüngſt,
Der mit der Leiche auf den Kirchhof kam,
Und den verſoffnen Todtengräber ſchalt,
Daß er das Grab vergeſſen zu bereiten,
Der unter Flüchen ihn zur Arbeit trieb,
Weil ſchon dem Erben übel roch die Leiche.

Albrecht.

Hier treibt das Leben, nicht der Tod zur Eile;
Mach fort! ein Goldſtück haſt du ſchon verplaudert.

(Der Maurer geht zur Arbeit ab.)

Zimmermann.

Diesmal will ich verkürzen meinen Schlaf,
Ich denke das Verſäumte nachzuholen,
Wenn Euer Geld ich lege unter's Kiſſen.

(Geht zur Arbeit.)

Albrecht.

Seyd rasch! auch eine gute Mahlzeit soll
Den Fleiß belohnen, und ein Faß vom Rhein.

Schlosser.

Wohlan! ich folge; bis der Morgen dämmert,
Hab' ich ein hübsches Geld mir zugehämmert.

Gedichte.

Protest.

Wenn ich verachte heimliches Verschwören,
Und wenn ich hasse Meuchelmörderhand,
Wenn in des Volkserretters Ruhmgewand
Verhüllte Schufte meinen Groll empören,

Reih' ich das Königsthum den Himmelsgaben,
Verlass'ner Völker Vaterhaus und Hort.
O glaubet nicht, ich liebe drum sofort,
Was jetzt und hier an Königen wir haben.

O glaubet nicht, ich führe keinen Zunder
Im Herzen für des Zornes edle Glut,
Tritt wo ein Fürst sein Volk im Uebermuth,
Noch daß ich ehren kann gekrönten Plunder.

Nie wird mein Flügelroß zum Schindergaule
Für meine Ehre, und mich strafe Gott,
Sing' ich ein Fürstenlied, daß mir, zum Spott,
Die Hand vom Saitenspiel herunterfaule.

Des Teufels Lied vom Aristokraten.

Ich lobe den Aristokraten;
Hat er des Adels rechte Völle,
Ist er vorweg schon halb gerathen
Und zugerichtet für die Hölle.

Wer besser schon sich dünkt und ächter,
Bloß weil er lebt, als ganze Schaaren,
Der wird gewiß zur Grube schlechter
Als all die Tausend niederfahren.

Was schützen mag die Niedern, Rohen
Vor meiner Finger scharfen Griffen:
Natur und Liebe — wird dem Hohen
Schon in der Kindheit abgeschliffen.

Geſchieden von der ſchlechten Rotte
Des Volkes ſitzt der Edelreine
In ſeiner lieben Ahnengrotte
So kühl, erhaben und alleine.

Vorüber braust an ſeinem Saale
Das Volk mit Roth- und Dampfgewerben,
Sie ſchwingen ihm die Feſtpokale,
Man lebt, und eilt für ihn zu ſterben.

Doch Ruh' iſt in des Edlen Kammer,
Daß er die Lebensmüh' nicht ſpüre,
Und jeden Seufzer muß der Jammer
Verſchlucken ſtill vor ſeiner Thüre.

O köſtlich iſt die ſtille Schonung,
Denn deutlich hört's der Mann der Gnaden,
Wenn ſüß ertönt um ſeine Wohnung
Die Luft von meinen Serenaden.

Er ſetzt in Noten ſich mein Ständchen,
Bewundernd ſingen es die Schranzen,
Und morgen muß allwärts im Ländchen
Das Volk nach meinem Liede tanzen.

Das Gespenst.

Dieß war einmal ein Edelhaus,
Nun ist es trauriglich zerfallen,
Es schneit und regnet in die Hallen,
Nur Räuber gehn dort ein und aus.

Der Sohn einst mit dem Vater stritt,
Wer auf der Jagd die Ent' erschossen;
Da ist des Alten Blut geflossen,
Der wilde Sohn zum Teufel ritt.

Weib, Knecht und Dirne flohn den Ort,
Hat Keins das Blut nur aufgescheuert;
Nun heißt's: bei Nacht auf Enten steuert
Des Alten Geist durch's Fenster dort.

Der Hirte ſieht im Mondſchein hell
Von fern das Hemd des Geiſtes flattern,
Hört in der Luft die Enten ſchnattern,
Den Schuß — und kriecht in's Lämmerfell.

Er ſtaunte jüngſt in dunkler Nacht,
Wie Lichter im Gemäuer brannten,
Den wirren Lärm von Muſikanten
Der Heidewind ihm zugebracht.

Hei! luſtig klang's im alten Neſt
Von Schmaus und Saus, Zigeunergeigen;
Die Räuber tanzen tollen Reigen,
Der Hauptmann hält ſein Hochzeitfeſt.

Doch leuchtet nicht am Firmament
Dem Räubersmann und ſeinem Schatze
Der Brautnacht Mond, des Pfaffen Glatze;
Die Luft vereint, der Scherge trennt.

Ein Räuber ſpukt im Haus umher,
Den todten alten Grafen ſpielend,
Im weißen Hemd, auf Enten zielend,
Durch's Fenſter feuernd ſein Gewehr.

Den Hirten lockt es Schritt um Schritt,
Er spürt beherzt in diesen Tönen
Das warme Blut von Erdensöhnen;
Er trinkt und tanzt und jubelt mit.

Des alten Edelmannes Geist
Spielt nun der Hirte gern vor allen,
Er läßt die Entenflinte knallen,
Sein weites Hemd im Monde gleißt.

Der Alte übte Raub und Trutz
Im Dickicht finstrer Adelsbräuche;
Nun dient er als Pandurenscheuche
Den Räubern noch zu gutem Nutz.

Beruf.

Die Keuſchen, Sittigſtrengen, Tugendfrommen
Sind lahm und lau, wenn's gilt den Strauß zu fechten,
Wenn ihr Panier in's Blutgedräng' gekommen;
Doch Helden ſind die ſogenannten Schlechten.

Der Fromme mit dem ſteifen Gottvertrauen
Verwächst und ſeine Klinge mit der Scheide:
„Der ſtarke Gott wird ſelber durch ſich hauen,
Er will es, daß ſein Knecht hienieden leide.“

„Laßt nur die Taumler in's Verderben rennen;
Ihr ſeht ſie heut' frohlocken, morgen modern;
Wie Branntweintrunkne ſchmählich ſelbſtverbrennen,
Muß jede Schuld in ihrem Rauſch verlodern.“

Doch ſolchem Ruf gebührt zur Antwort ſolches:
O feige Gottesknechtſchaft! Kettenhunde!
Ein ſtumpfes Amen ſtatt des ſcharfen Dolches?
Spürt euer kalter Brand nicht mehr die Wunde?

Der Römler wird am Sacrament nicht irre,
Wenn ſündhaft lebt der Prieſter der Gemeine,
Weil Gnade nicht gerinnt im Schmutzgeſchirre,
Die Hoſtie ſchmutzt ja nicht, die ewig reine!

TAYLOR INST. OXFORD

O lernt vom Römler Weisheit, fromme Zager!
Iſt mancher Streiter auch nicht rein des Schmutzes,
Iſt rein doch das Panier im Freiheitslager,
Und wahr das Herz des ungeſchlachten Trutzes.

Im Strauchgewirr von Glauben, Recht und Sitte
Ein Ungeheuer liegt in Schlangenringen;
Trat Mancher drauf mit unverſehnem Tritte,
Und ſchrie entſetzt, kann das melodiſch klingen?

Ein kaltes, plumpes, blödes Ungeheuer,
Das Herzen frißt und ſaugt Gehirne trocken,
Das ewig wälzt, ein träger Wiederkäuer,
Des Elends mittelalterliche Brocken.

Harpunen in die Schuppen ſtarrer Satzung!
Und Dolche nach, die Menſchheit zu erlöſen!
Kein blutend Herz dem Unthier mehr zur Atzung!
Meſſias' Zorn! o komm', erſchlag' den Böſen!

Dein Tod am Kreuz, o Chriſtus, iſt verloren,
Wenn du nicht wieder kommſt für unſre Nöthen,
Prophet, hat uns das Völkerleid geſchworen,
Meſſias, daß du dießmal kommſt zu tödten.

Sie fingen auf das Blut von deinen Hüften,
Die Welt zu tränken mit gefälſchter Schale,
Die Welt damit zur Feigheit zu vergiften,
Sie krankt vom Opium in deinem Grale.

Darum an's Kreuz dir jetzt die Knaben rücken,
Sie klettern drauf, um deine Dornenkrone
Wie 's Vogelneſt im Lenz vom Baum zu pflücken,
Und wer das Kreuz verehrt, verfällt dem Hohne.

Drum Männer ſcharf dein Kreuz beſchoſſen haben
Mit eiſigen Verſtandes Hagelwettern;
Und Grübler nach des Kreuzes Wurzel graben,
Daß ſie es ſchier umwerfen, ſchier zerſchmettern.

Die Frivolen.

Die Zeit ist hin, wo vor den Banngewittern
Des Glaubens noch ein Bube mußte zittern.

Dahin sind auch die Tage, wo der Flug
Der Meisterkraft die Stümper niederschlug.

Der Geist hat auch sein gutes Recht verloren,
Sein altes Machtwort über's Volk der Thoren.

Wie einen Lappen, aufgehängt im Winde,
Durchbohrt kein Kugelschuß auch dieß Gesinde.

Sie flüchten, wenn der Ernst sie je befiel,
In's Fleisch, in ihr verwesliches Asyl.

So durch und durch verdorben iſt die Bande,
Daß ſich der Blitz befleckt mit ihrer Schande.

Der Bube läßt aufgähren mit Gekreiſche
Der niedern Leidenſchaften trübe Maiſche;

Was als ihr Heiligſtes die Menſchheit kennt,
Er wirft's in ſeinen Kübel als Ferment;

Wenn er die Blaſe ſchaut in ſeinem Schaume,
Scheint ſie Weltkugel ſeinem Dunkeltraume.

Die Kunſt iſt eine derbe Magd geworden,
Verpöbelt in der Frohne ſchlechter Horden.

Sie ſchleppt das Holz, daß zündend ſie bediene
Der Lüſte luſtig praſſelnde Kamine.

Sie trägt den Eimer der verflachten Lumpen,
Mit Beifallsthränenflut ihn voll zu pumpen.

Im Stalle waltet ſie, den Freudenfeſten
Der Taumelnden das Vieh heranzumäſten.

Sie ſchreitet ihnen vor, aus ihren Wegen
Wie dürres Laub die Sitte fortzufegen.

Ich las einmal in einem fränkſchen Blatte,
Daß eine Metze einen Liebſten hatte.

Der Liebſte war ein armer, armer Ritter,
Dachlos, brodlos, kleidlos, es drückt' ihn bitter.

Denn, ach! er hatte nicht um ſich geſchlagen
Den Bettlermantel, den die Schwaben tragen,

Das Nothgewändlein, das im Neckarthal
Die Patria, Religion, Moral,

Drei alte Schneiderjungfern, zubereiten
Und dort den Bettlern um die Hüfte breiten.

Schon war der Arme faſt in Noth verkommen,
Da hat die Metze ſein ſich angenommen.

So manchem Jüngling war die Dirne ſchädlich,
Nur mit dem Einen meinte ſie es redlich.

Was mit der Sünde ſie gewann, der feilen,
Sie bracht' es heim, es treu mit ihm zu theilen.

Behaglich nahm es an der faule Schuft,
Wie ſie entehrt zueilte ihrer Gruft.

Und als ich von der Dirne las die Kunde,
Dacht' ich der Kunſt und wie ſie geht zu Grunde.

Kein Bannesblitz kann ſolche Frevler ſchrecken,
Kein Geiſtesdonner ſie zum Geiſte wecken.

Für ſolcher Seelen ſchmähliche Umnachtung
Iſt nur der Bann geblieben der Verachtung.

Schade!

Schade, daß des Kreuzes Zeichen,
Das auf Golgatha gestanden
Zur Erlösung aus den Banden,
Nun dem Censor dient zum Streichen!

Das Symbol ward uns verkehrt,
Höhnend steht es da und lehrt,
Daß wir lange noch vom Bösen
Hoffen dürfen kein Erlösen.

Unberufen.

Nicht ein jeder wagt zu richten
Meiſter, ſo in Farben dichten,
Noch des Meiſters Flug in Tönen
Schnell zu tadeln, flink zu krönen;
Denn mit Farben und Geſtalten
Weiß der Laie nicht zu ſchalten,
Und im Contrapunkt zu reden
Iſt nicht Sache eines jeden.
Doch des Worts iſt, ſo und ſo,
Wer nicht ſtumm, ein jeder froh.
Darum wer in Worten dichtet,
Wird vom ganzen Troß gerichtet;
Jeder weiß von ihm zu ſchwatzen,
Laumiſch greifen ihm, heut ſchmückend,

An die Stirne, morgen pflückend,
Alle ungeweihten Tatzen.
Dieser Pöbel faßt es nie,
Daß er über Poesie,
Als die höchste Kunst von allen,
Hat kein Urtheil hinzulallen.
Eben weil ihm ihre Zeichen
Altvertraut sind, dünkt ihm alt
Und vertraut auch ihr Gehalt,
Und er wird ihn nie erreichen;
Ewig schließt für ihn die Pforte;
Weil er im bekannten Worte
Nur sein täglich Brod erkennt,
Ist's für ihn kein Sacrament.

Ein offner Wald.

Ein offner Wald am Straßensaume
Ist dein Gedicht, du mußt's ertragen,
Reibt sich an seinem schönsten Baume
Ein Schwein mit grunzendem Behagen.

Trutz euch!

Ihr kriegt mich nicht nieder,
Ohnmächtige Tröpfe!
Ich komme wieder und wieder,
Und meine steigenden Lieder
Wachsen begrabend euch über die Köpfe.

Ein Recenſent.

Ich las in ſeinem Buche viel Frivoles,
Scheinbar Verſtändiges und witzig Hohles,
Ich ſah ihn ſeine Richtermiene ſchneiden,
Ich ſah ihn führen ſpitzige Lanzetten,
Mit ekler Luſt Skandale auszuweiden,
Heliogabaliſch Formen kneten.
Ich ſah ihn Unrath ſammeln in Retorten,
Er ſublimirte ihn zu ſcharfen Witzen,
Am Boden blieb nach ſchnellverdampften Worten
Als caput mortuum die Ehre ſitzen.

Einem Dichter.

In dieſen Herzen wogt die Liebe,
In jenen drüben kocht die Galle,
Dein Feuer brachte ſie doch Alle
In Wallung; gut, wenn es ſo bliebe!
Doch gehſt entgegen du dem Leide,
Wo Alles ſtill wird um dich ſeyn,
Wo du dein Leid für dich allein
Aufſpielen wirſt auf einer Heide;
Wo du nach einem Wetterſchlage
Hinausblickſt von der trüben Fläche,
Daß er auf dich herunterbreche,
Damit doch jemand nach dir frage.

Gebildete Sprache.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu seyn?
Schiller.

Wie das Schlachtroß proprio Marte
Plötzlich tanzt und feurig springt,
Wenn ihm die Trompete klingt,
Und davoneilt zur Standarte;
Wie sich's stellt in Reih und Glied,
Und das Bäuerlein im Bügel
Fort muß mit verwirktem Zügel,
Gar nicht weiß, wie ihm geschieht:
Also trägt das deutsche Wort,
Das von Meistern ward geritten,
Als sie sich den Kranz erstritten,
Manchen Stümper mit sich fort.

Der Rekrut.

Wehe, wehe dem Rekruten!
Jämmerliche Weltstatuten!
Wenig Schlaf auf hartem Kissen,
Wasser nur auf karge Bissen,
In so schönen Frühlingstagen
Mörderische Waffen tragen,
Ohne Lust und Liebe springen,
Wie des Drillmanns Worte klingen,
Ueber Hecken, Bach und Graben,
Schreiten, trippeln, schwenken, traben,
Stillstehn plötzlich ohne Ruck;
Und an mir vorbei mit allem Guten
Rauscht das Leben, wie des Stromes Fluten
Dort am Brückennepomuk.

Der Küraß.

„Wollt Ihr nicht einen Küraß kaufen,
Herr Hußar! mein Herr Hußar?
's iſt doch beſſer im Küraß raufen,
Als im ſchleißigen Tuch, nicht wahr?“

Lacht der Hußar dem Judengauche:
„„Haſt du den Hafendeckel gebracht,
Daß die Seele mir nicht ausrauche,
Wenn ſie mir kocht im Feuer der Schlacht?““

„Kauft den Küraß! wie wär's doch Schade
Um den ſchönen gewichſten Bart,
Wenn er um eine ſchlechte Parade
Noch ſo ſchwarz ſchon würde verſcharrt!“

„„Jude, kennſt du Hußarenhiebe?
Säbel und Schild und Küraß zugleich
Führt meine Fauſt; Jud, ſchiebe dich, ſchiebe,
Sonſt verkoſteſt du meinen Streich.““

Und der Hußar den blanken Säbel
Kreuzend und kreiſend um's Haupt ſich ſchwingt,
Daß es wie ein eiſerner Nebel
Vor den Augen des Juden ſpringt.

„Bravo, Hußar! Doch beſſer iſt beſſer;
Kauft den Küraß, helft Euch und mir.
Seht, dort reiten drei Eiſenfreſſer,
Weh, drei Feinde! bald ſind ſie hier.“

„„Ei, ſo komm,““ ſo ruft der Magyare,
„„Will dir helfen, du armer Tropf!““
Und er packt ihn an ſeinem Talare,
Setzt ihn vor ſich auf den Sattelknopf.

„„O du ärmſter Jude auf Erden!
Ich bin hinten, und du biſt vorn;
Du mußt ſelber mein Küraß werden!““
Und er gibt dem Roſſe die Sporn.

Wild verzweifelnd ſchreit der Hebräer,
Doch der Hußar hält feſt; hu! hu!
Reitet näher und näher und näher
Auf die drei feindlichen Reiter zu.

Hält den Juden mit ſeiner Linken,
Mit der Rechten führt er das Schwert,
Und die drei Reiter vom Roſſe ſinken,
Und der Jude blieb unverſehrt.

Sanft hinab vom ſchäumenden Hengſte
Setzt den Juden jetzt der Hußar,
Für die Gefahren und Todesängſte
Reicht er den Beutel voll Goldes ihm dar.

„„Keinen Küraß mehr dem Hußaren!““
Ruft der Hußar und reitet davon;
Zitternd noch von den Todesgefahren,
Zählt der Jud die Dukaten ſchon.

Die Rache.

Der dunklen Wolken letzte schwand
Hinab am glatten Meeresrand,
Um Schatten fernem Land zu schenken
Und mit Gewittern es zu tränken.
Hier regt kein Hauch das durst'ge Laub,
Und ruhig liegt der feinste Staub;
Die Sommerluft ist schwül und matt,
Und auf der Wasserfläche glatt
Mag sicher hin die Spinne schreiten,
Sie kann in keine Furche gleiten;
Die Möwen taumeln träg und schlagen
Die schlaffe Luft mit Unbehagen.

Matrosen baden dort und singen,
Um Leben in die Luft zu bringen,

Denn iſt der Seemann müßig auch,
Er liebt des Windes friſchen Hauch.
Auf ſeinen Fahrten lernt' er haſſen
Das ſtille Meer, vom Wind verlaſſen.
Sie ſingen froh ein iriſch Lied,
Wie dem Matroſen wohlgeſchieht,
Wenn er die Fahrt mit Müh vollbracht,
Die Münze rollt, die Dirne lacht,
Die Fiedel ... weh! ein banger Schrei!
Den Einen biß ein Hai entzwei.
Dem Kameraden, der's erblickt,
Hat Schreck und Wuth das Herz durchzückt.

Doch hat er ſchnell ſich aufgemannt,
Sein Schreck iſt in der Wuth verbrannt,
Er ſpringt an's Land und holt ſein Meſſer
Und ſtürzt zur Rache in's Gewäſſer;
Die Andern ſtarren vom Geſtade
Ihm nach, und flehen Gott um Gnade.

Wo biſt? komm an! — er taucht und dreht
Die Augen rings und ſchwimmt und ſpäht
Und ſucht den grimmen Feind verwegen.

Da ſchießt das Unthier ihm entgegen,
Weit gähnt ihm zu der Rachenriß
Und fletſcht nach ihm das Mordgebiß.
Doch denkt er nicht der eignen Sache,
Nur Rache ſeinem Todten, Rache.
Tief in des Meeres Einſamkeit
Und Dämmerung beginnt der Streit,
Wild, athemlos, ſtill; wer bezwungen,
Wird ſtiller nicht, als er gerungen;
Der Dolch, die Zähne ſind gezückt,
Das Auge nah dem Auge rückt.

Am Strande ſtehn die Andern harrend,
Bang nach dem Ausgang niederſtarrend.
Wohl Manchen mahnt's: o ſpring hinein,
Laß deinen Bruder nicht allein!
Doch Schrecken hemmt die kühne That,
Und raunt ihm zu: es iſt zu ſpat!
Da ſehn ſie roth das Meer ſich färben,
Stets röther quillts. — Wer mußte ſterben?

Der Hai that einen Schuß und Schnapp,
Doch am Gebiß vorüber knapp

Iſt ihm der kühne Held geſchwommen,
Und ſucht bauchunter ihm zu kommen;
Er weicht und ſchießt und taucht hinab
Dicht unter ſeines Bruders Grab,
Bohrt ein den Dolch bis an die Haft,
Und zieht den Schnitt mit Luſt und Kraft.
Geſtachelt von des Schmerzes Feuer,
Wälzt ſeinen Leib das Ungeheuer,
Und wendet ihn, den wüthend jachen,
Dem Tapfern droht der offne Rachen,
Darin vor grimmigem Erbittern
Und Mordbegier die Zähne zittern;
Der Mann entglitt zum zweitenmal
Und mordend wühlt der ſcharfe Stahl.
Der Hai an ihm vorüberſinkt,
Doch aus dem Schlund die Wuth noch blinkt;
Wie ſterbend ihn das Auge mißt
Des Hais, der Seemann nie vergißt.

Er ſchwingt ſich auf nach Luft und Licht,
Erſchöpft ſein Leib zuſammenbricht;
Das Hurrah jauchzt, das Siegsgeſchrei:
Der ſtarke Held bezwang den Hai! —

Da wirft ſich der verwegne Fechter
Ermüdet in den Uferſand,
Und ſchlägt ein helles Luſtgelächter,
Daß er das Unthier überwand.

Der Unhold.

Lächelnd lehnt er am Weidenſtumpen,
Zwerghaft, bucklig, uralt, in Lumpen.
Seine abendbeſonnte Heerde
Freut ſich brüllend der üppigen Erde.
Schauen ſonſt Thiere mit dunklem Leid
Menſchengeſtalt, hier ſonder Neid
Blicken die wohlgewachſenen Rinder
Auf das unſchönſte der Menſchenkinder;
Neidlos, auch ohne Furcht und Grauen
Mag die Heerde den Hirten beſchauen;
Haben auch Rinder Phantaſie,
Iſt ſie doch ſo gewaltig nie,

Nie von alſo plaſtiſcher Schärfe,
Daß in des buckligen Unholds-Nähe
Sich die trächtige Kuh verſehe,
Kalbend ein Dromedarlein werfe.

Die bezaubernde Stelle.

Liebende, die weinend mußten ſcheiden, —
Wenn nach heißer Sehnſucht langen Leiden
Sie an's Herz ſich endlich-dürften preſſen,
Würden ſich zu küſſen hier vergeſſen.

Der ſtille See.

Die Felſen rings bewahren den ſtillen dunkeln See,
Und auf den Gipfeln ſchimmert der zarte Sommerſchnee.
Der ſtille See getreulich läßt jedes Blatt erſcheinen,
Die Treue iſt zu ſchauen im Friedlichen und Reinen.

In einer Schlucht.

1.

Gewaltig tobt der Wind und beugt
Den Wildbusch, sausend in der Schlucht,
Der Bach beschleunigt seine Flucht,
Von Regenwolken großgesäugt.

Nach Süden eilt hinab der Bach,
Nach Norden spritzt ihn das Geschnaub,
Und unstät irrt das dürre Laub
Dem Wasser und dem Winde nach.

Nun gilt des Herbstes Sterbgebot,
Doch unglückselig ist das Thal,
Daß hin der holde Sommerstrahl,
Und Alles grollt und schmäht den Tod.

Mit ſchwerem Kampf das Leben bricht,
Der Baum, der Buſch, ſo todesmatt,
Hält ſeufzend feſt am letzten Blatt;
Wie gut der Tod, ſie glauben's nicht.

2.

Was klingelt zum Gebüſch heraus?
Ein Knabe vor das Glöcklein ſchwingt,
Das Sacrament ein Prieſter bringt
Wohl dort in jenes Köhlerhaus.

Ei! ſeltſam iſt des Manns Geleit',
Voran ihm ſchellt der Miniſtrant,
Die Glock' am Hals, kommt nachgerannt
Ihm eine Geiß, die mäckernd ſchreit.

Was will die Geiß vom Prieſter nur?
Sie ſchreit ihn ſpöttiſch kläglich an,
Als riefe ſie: gib, frommer Mann,
Die letzte Oelung der Natur!

Einem Wanderer in österreichischer Felsenschlucht.

Durch einen schmalen Felsenritz
Siehst du am Himmel Nacht und Blitz.

Am Klippenrand der karge Strauch
Ist wildbewegt vom Wetterhauch.

Gebrochen zuckt herein der Strahl,
Ein Feuersplitter, dir in's Thal.

Wie weit Gewitter füllt die Luft,
Kannst du nicht schaun in deiner Kluft;

Doch wechseln hörst du Donnerstimmen,
Bald ferne dort, bald nah ergrimmen.

Nun folgt in langer Pause nach,
Spät eingedenk, dem Blitz der Krach,

Dem Wandrer in der Schlucht zu künden,
Wie weithin Wetter sich verbünden.

Ein Heimathbruder!

Der Wandrer, irrend in der Ferne,
Wo fremd das Thier, der Baum, das Kraut,
Wo fremd die Nacht und ihre Sterne,
Wo fremd und todt der Menschenlaut,
Wie fühlt er sich allein, verstoßen,
Wie jauchzt sein Herz im fremden Land,
Wenn plötzlich er den Sprachgenossen,
Den heimathlichen Bruder fand!

Nie zurück!

Als der Cherub aus dem Paradies
Ihn und seine Klagen streng verwies,
Weinte Adam noch am Gartensaume
Still zurück nach seinem schönen Traume.

Und durch einen weichen Morgenwind
Sandten Rosen ihm erbarmungslind
Duftend ihre süßen Scheideküsse,
Paradiesesvögel letzte Grüße.

Wie er trauernd an der Grenze stand,
Wie er tief das „Nie zurück!" empfand! —
Mich durchdrangen alle seine Leiden,
Als ich mußt' auf immer von dir scheiden.

Mir auch ward zum milden Scheidegruß
Deiner Lippenrosen noch ein Kuß,
Und wie Edens Vögel ihn umfungen,
Kam dein Lebewohl mir nachgeklungen.

Der Fingerhut.

Haſt du noch immer nicht gefunden den unſchätzbaren Fingerhut,
Um den du plötzlich aufgeſprungen und meinen Armen dich entrungen?
Ich ließ dich fahren mit verbiſſ'ner, doch wahrlich nicht geringer Wuth.
Wär' ich ein Forſcher, ſpräch' ich trocken: indeß du 's Hütlein ſuchſt erſchrocken,
Such' ich, worauf das Herz des Weibes, das wandelbare Ding, beruht?
Wär' ich ein Schwärmer, rief ich fluchend: o wär' ich doch, den Rhein beſuchend,
Ertrunken in den tiefſten Wirbeln der weitberufnen Bingerflut!
Als Egoiſt da würd' ich ſprechen: das Hütlein ſchützt ſie vor dem Stechen;
Ich will's mit meinem Herzen halten, wie ſie mit ihrem Finger thut.
Ich leg' an's Herz, daß ſie's nicht raube, mir eine Sturm- und Pickelhaube,

Das iſt für ihre Liebesblicke, die ſcharfen Herzdurchdringer, gut.
Doch bin ich keins davon und ſage: Such' überall herum und frage:
Kannſt doch das Meer nicht meiner Liebe ausſchöpfen mit dem Fingerhut,
Hat die Romantik deiner Liebe auch Platz in einem Fingerhut.

Einklang.

Um Mitternacht entstand dieß Lied,
Zwölfmal erklang das Glockenerz,
Und zwölfmal Antwort gab mein Herz
Im dumpfen Strophensang
Dem dumpfen Glockenklang.

Ein Epigramm.

Das Schwert zu führen, die verſchanzten Sitze
Des ſtarken Feinds mit Pfeilen zu beſchießen,
An ſeinem Fluch zu meſſen ſeine Wunde,
Iſt meine Luſt; und heut' in mild'ger Stunde
Freut mich's, an Epigrammes Nadelſpitze
Zum Spaß dich Eintagsfliege aufzuſpießen.
Dank' mir's, ſo wirſt du doch nicht gleich vergeſſen,
Nicht von der nächſten Spinne aufgefreſſen.

In der Neujahrsnacht 1839—1840.

Fahr' wohl, fahr' hin, o Jahr! nimm fort mit dir im Scheiden
All deine Luft, nur laß nicht liegen mir die Leiden!

O könnt' ich hinter dir die Pforte ſchließen, — hören,
Wie deine Tritte ſich in ſtiller Nacht verlören!

Jetzt nah und ſchon ſo fern, wie auf der Flucht ein Reiter,
Daß mein Gedächtniß, müd, nicht folgen könnte weiter,

Wie einem Reitersmann des Weges noch ein Stücke
Nachbellend folgt der Hund, und ſtill dann kehrt zurücke!

Doch iſt dieß eitler Wahn, des Weges nimmer müde,
Folgt deinen Spuren nach, wohl bis er ſtirbt, mein Rüde.

Fahr' hin, unholdes Jahr! mir warst du von den ſchlimmen;
Es mögen Andre dir ein Liedlein Dankes ſtimmen.

Die Andern?! — ſtrafend will die Scham mich überkommen,
Daß ich, was Andern frommt, nicht mir auch ließe frommen.

Was gilt mein Körnlein Schmerz, was gilt mein Lüftchen Klage,
O ſcheidend Jahr, wenn ich den letzten Gruß dir ſage?

Doch läßt mein Herz auch nur vom Weltgeſchick ſich führen,
Kann mich dein Scheiden nicht zu Dankesthränen rühren.

Zwar hieß dein wahres Wort manch Lügenbild erblaſſen,
Doch war dein Lieben matt, doch war zu kühl dein Haſſen.

Zwar haſt du unſerm Heil den Weg gebahnt von Eiſen;
Doch eiſern mochte nicht dein Wille ſich erweiſen.

Noch fährt der Nachtgeiſt fort zu ſiegen und zu ſchrecken,
Auf neuen Feldern ſtets ſein Lager abzuſtecken.

Eins ſey gebeten, Jahr: was du gethan, geſonnen,
Verlaufe nicht im Sand wie Wein zerſchlagner Tonnen.

Wenn die Ablöse kommt, das Neue Jahr von Osten,
Und nimmt an deiner statt den Erdenwachepoſten,

So murmle nicht zu dumpf die geltende Parole
In den bereiften Bart, daß ſie der Wind nicht hole;

Damit dein Nachmann fein einhellig ſich gebare,
In deinem Segensſpruch nicht fluchend weiter fahre,

Und nicht, wo du geflucht, in's Knie anbetend ſinke,
Und nicht, was du verſcheucht, zurück liebkoſend winke;

Und wo du Funken warfſt, die glücklich ſchon gezündet,
Wo ſchon der Rauch für bald den Flammenſchlag verkündet,

Da ſoll das neue Jahr nicht ſchrecken vor dem Rauche,
Nicht löſchen feig ſtupid mit ſeinem Waſſerſchlauche!

Zum Jubelfeste des Erzherzogs Karl.

Prolog,

gesprochen in Wien am 17. April 1843.

Schnell ist die That dem Aug' des Tags entschwunden,
Doch ist sie nicht verloren und zunichte,
Sie bleibt, als hätt' ein Zauber sie gebunden,
Gefesselt von dem Auge der Geschichte.
Sein Strahl ruht liebend, lohnend auf dem Guten;
Vor dieses ernsten Auges Zornesgluthen
Ist das Gewölk der Lüge bald zerronnen,
Das hüllend um den Frevler ward gesponnen.
Gesegnet und gefeiert sey der Mann,
Der frei in dieses Auge blicken kann!
Und wenn es freudig ihm entgegenglänzet,
Verdient er, daß die Menschheit ihn bekränzet.

Napoleon ſtand auf den Marchfeldsflächen
Mit ſeinen Heldenſchaaren, Heeresmeiſtern,
Umrauſcht, umflammt von allen Siegesgeiſtern,
Und feſt entſchloſſen, Deutſchlands Herz zu brechen!
Wie bebte dieſes Herz vor ſeinem Tritte,
Das Völkerband vor ſeinem Todesſchnitte!
Sein Wort gebot den Mächten dieſer Erde,
Mehr als des Rechts altheiliger Beſtand
Galt ſeines Munds ein Hauch, ſein Wink, der Hand
Beglückende — vernichtende Geberde.
Vom Königszittern ſchwankten rings die Thronen,
Und eine Wanderluſt ergriff die Kronen,
Wie Vögel im Spätjahr der Reiſezug,
Als er die alte Welt in Trümmer ſchlug.

„Bald ſtürzt vor mir und meinem ſtarken Heer
Der Leopard Britannia's in's Meer,
Der Briten Stolz verwandle ich in Gram,
Und ihren Taumelkelch zur Thränenurne.
Hiſpania liegt zu meinen Füßen zahm,
Und wiſcht den Schlachtenſtaub mir vom Kothurne
Mit ihrem weichen aufgelösten Haare.
Auf Lisbons Zinnen ſetz' ich meine Aare,
Und Deutſchland!" — Halt! bei Aſpern mußt du fragen,

Wie deutſche Herzen, deutſche Schwerter ſchlagen.
Dort zeigt ſich's bald in blutigen Gewittern,
Ob du ganz ungelehrig für das Zittern!
Dort ſteht ein Fürſt, ein gottgeadelt ächter,
Wie ſelten ihn gezeugt die Hochgeſchlechter;
Der Brennpunkt jeder Freude, jedem Schmerz
Des Vaterlands iſt ſein geweihtes Herz.
Er iſt an Heldenkraft ſelbſt dir gemeſſen,
Doch Eines ſchmückt ihn ſchön, was dir gebricht:
In ſeinem Herzen brennt der Liebe Licht,
Und nie hat er der Menſchlichkeit vergeſſen.

Napoleon ſtand auf dem Marchfeldboden,
Für ſich die Welt gewaltig umzuroden.
Schon lag erobert Wien zu ſeinen Gnaden,
Mit Herzensangſt, mit Schmach und Noth beladen.
Geharniſcht ritten durch die bange Stadt
Napoleons erleſ'ne Küraſſiere,
Die Erde bebte vom Geſtampf der Thiere,
Der Schrecken ſah an ihnen ſich nicht ſatt.
Sie ritten, ſtolz auf ſich und ihren Herrn,
Und gern beglänzt vom deutſchen Sonnenſtrahle,
Furchtbar dahin in blanker Eiſenſchale,
Des Kaiſerheeres tödtlich bittrer Kern.

Und als sie kamen auf das Feld der Schlacht,
Und bodenschütternd sprengten an mit Macht,
Da stemmten Oestreichs tapfre Bataillone
Wie felsgequadert sich dem Reiterheer,
Sie standen still, geschultert das Gewehr
Auf wenig Schritte noch, als wie zum Hohne.
Der Reiterschock auch plötzlich stille stand,
Erstaunt, als zweifelten sie scheu und bange,
Ob nicht in dieser starren Männerwand
Ein furchtlos Geisterheer sie kalt empfange.

Doch sollten sie bald bitterlich erfahren,
Wie kernhaft und lebendig diese Schaaren,
Denn Feuer! schallt's und Salvendonner schmettern
Und rasselnd stürzen Roß und Mann zum Grunde,
Der, weithin schütternd von den Todeswettern,
Vor Freude bebt in dieser großen Stunde.
Und Karl erscheint an jedem heißen Ort,
Wo er die Seinen sieht im Streite wanken,
Im wildesten Getümmel hier und dort,
Schnell, feurig, wie von Gott ein Siegsgedanken;
Die Fahne schwankt im dichten Pulverdampfe,
Da faßt er sie und trägt sie selbst zum Kampfe.

Wie hat er ſtets das rechte Wort gefunden,
Die Herzen ſeiner Krieger zu entflammen!
Da raffte Mancher letzte Kraft zuſammen
Und trug zum neuen Sturm die Todeswunden.
Heiß war der Kampf um jenes Dorf entglommen,
Zehnmal geſtürmt, verloren und genommen
Ward jedes Haus, der Kirchhof, jede Scheune;
Man focht um einzle Bäume, Mauern, Zäune,
Den beſten Helden aller Zeiten gleich,
Als wäre jeder Punkt ein Himmelreich.
In Rauch und Blut ſchien ſich die Welt zu baden,
Die Trommeln wirbeln ohne Raſt zum Laden,
Im Qualme blitzt der Schüſſe rother Schimmer,
Ein Strom von Donnern rollt das Feuer immer,
Kolonnen ſtürzen zwiſchen Bajonette,
Dem Vaterland zu brechen ſeine Kette.

Wie rang in Wien die Hoffnung mit dem Trauern!
Sie lauſchten dem Verhängniß von den Mauern,
Ob ferner die Kanonenſchüſſe grollen,
Ob tröſtend ihre Donner näher rollen. —

Nun ward es ſtill; die Luft muß müde ſeyn
Vom tauſendſtimmig wilden Todesſchrei'n;

Nur manchmal ruft ein Poſten, eine Wacht,
Ein Stöhnen, auf der Walſtatt ausgeſtoßen
Von wundgeſchlagnen Menſchen oder Roſſen,
Dann wieder ſchweigt es, finſter iſt die Nacht.

Er iſt beſiegt, der Revolution
Gewalt'ger muttermörderiſcher Sohn,
Der Rieſige, der Frankreichs Freiheitsbäume
Zum Throne ſich gezimmert und geſchlichtet,
Der Herkules, der wilder Freiheitsträume
Stymphaliſches Geflügel hat vernichtet.

Er iſt beſiegt! ihn trägt in leichtem Kahn
Die Donau rettend nach der Inſelbucht,
Und eine Fackel leuchtet ſeiner Flucht,
Zu Füßen liegt ihm ſein zerbrochner Wahn.
Gleichgültig blickt er nieder auf die Leichen,
Die mit den Wellen ihm vorüberſtreichen;
Da liſcht die Fackel aus im Windeswehen,
Wie ſeine Herrlichkeit einſt wird vergehen.
Noch wollte ihn der dunkle Strom erhalten,
Er trug ihn eigenmächtig an's Geſtade,
Denn damals waren die Naturgewalten
Noch nicht verſchworen gegen ſeine Pfade.

Was Karl empfand auf jenem Ehrenfeld,
Weiß nur des Schickſals Liebling, nur ein Held,
Der auch wie er den Degen in der Hand,
Und Gottes Geiſt im Haupt, für's Vaterland
Mit ſolchem Helden rang und es gerettet
Aus Schmerz und Schmach, worin es lag gekettet.
Mag immerhin nach Aſperns blut'ger Schlacht
Der ſtolze Feind erheben ſeine Macht,
Aufwerfen ſiegreich ſeine Heldenfahne:
Sie blieb doch krank vom ſchüttelnden Orkane.
Die Donner Aſperns haben's ausgeſprochen:
„Er iſt beſiegbar!“ unvergeßlich Allen,
Und Leipzig wird die Donner wiederhallen;
Napoleons Waffenzauber war gebrochen.
O Karl, es war dein ſchönſter Heldentag!
O Oeſterreich, dein höchſter Herzensſchlag!

Der Feldherr gab dem Frieden ſeine Wehre;
Und weiter ſchuf an ſeinem edlen Bilde
Im Stillen das Geſchick; der Schreck der Heere
Steht nun vor uns, ein Held an frommer Milde.
Für jeden, den er ſchlug auf rauher Bahn,
Lebt einer, dem er freundlich wohlgethan.
Er zeichnete, entrückt den Thatenflügen,

Gedächtnißblätter, Kriegern zur Belehrung,
Und ſchauen wird die Nachwelt mit Verehrung,
Wie er ſein Heer geführt in Meiſterzügen.

Ihm ward auch Gram zu ſeinem Theil gegeben
Und Bitterkeit geträufelt in das Leben;
Doch unverkümmert blieb der edle Mann,
Denn ſeine Seele hielt die Welt umſchloſſen,
Die böſen Tropfen ſchwanden und zerfloßen,
Wie man das Weltmeer nicht vergiften kann.
Und Freude muß die Seele ihm bewegen,
Erblickt er ſeines Hauptes reichen Segen,
Und wie ſein Volk ihn hoch im Herzen hielt,
Noch eh ſein Sterbliches dahingegangen.
Wir ſind beglückt, daß wir ſein Heldenbild
Nicht aus der Hand des Todes erſt empfangen.

Mit meinen Gedichten.

(Baden-Baden, im Sommer 1844.)

Mich ließ die Gunst des Augenblickes,
Ein flüchtig Lächeln des Geschickes,
Wie bis in's Herz du schön, erkennen;
Leb' wohl! ich muß von dir mich trennen!
Doch mildert's mir dein frühes Scheiden,
Wenn ich vom Glück, das mir entschwunden
— So schnell wie du! — die heitern Kunden,
Und wenn ich darf den Ruf der Leiden,
Die singend mir das Herz zerrissen,
In deinen lieben Händen wissen.

Sonne.

(In Ferdinand Hillers Album. Frankfurt, 20. Juli 1844.)

Wenn seine Sonne hat das Licht,
Aus der ein Meer von Strahlen bricht,
Wo ist die Sonne für den Klang,
Ein Meer ausströmend von Gesang?

Eitel nichts!

(September 1844.)

's iſt eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte!
Das Leben iſt ein vielbeſagtes Wandern,
Ein wüſtes Jagen iſt's von dem zum andern,
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte.
Ja, könnte man zum letzten Erdenziele
Noch als derſelbe friſche Burſche kommen,
Wie man den erſten Anlauf hat genommen,
So möchte man noch lachen zu dem Spiele.
Doch trägt uns eine Macht von Stund' zu Stund',
Wie's Krüglein, das am Brunnenſtein zerſprang,
Und deſſen Inhalt ſickert auf den Grund,
So weit es ging, den ganzen Weg entlang.
Nun iſt es leer; wer mag daraus noch trinken?
Und zu den andern Scherben muß es ſinken.

Blick in den Strom.

(September 1844.)

Sahſt du ein Glück vorübergehn,
Das nie ſich wiederfindet,
Iſt's gut in einen Strom zu ſehn,
Wo Alles wogt und ſchwindet.

O, ſtarre nur hinein, hinein,
Du wirſt es leichter miſſen,
Was dir, und ſoll's dein Liebſtes ſeyn,
Vom Herzen ward geriſſen.

Blick' unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Thränen fallen,
Und ſieh durch ihren warmen Guß
Die Flut hinunterwallen.

Hinträumend wird Vergeſſenheit
Des Herzens Wunde ſchließen;
Die Seele ſieht mit ihrem Leid
Sich ſelbſt vorüberfließen.

Lyrische Nachlese.

Jugendgedichte. Polemisches.

Abschied von Galizien.

Nach dem Polnischen des N. Bolog von Antonievicz.

Lebt wohl, lebt wohl, ihr trauten Lindenbäume,
Die ihr an's stille Vaterhaus euch schmiegt!
Ihr seyd die Zeugen meiner Jugendträume,
In die mich euer Flüstern oft gewiegt.

Nahm auch dem Knaben einst auf Augenblicke
Ein eingebildet Unglück seine Ruh',
Und kam er trostlos dann zu euch zurücke,
So rauschtet ihr ihm Trost und Freude zu.

Von meinen frohen Spielen seyd ihr Zeugen,
Von meinem raschen, leichten Jugendsinn;
Nun säuselt Wehmuth mir aus euren Zweigen,
Die Tage meiner Jugend sind dahin!

Sie ſind dahin! — Ein Knabe noch vor Jahren,
Nehm' Abſchied heute ich als Mann von euch;
Ich ziehe fort zu Thaten und Gefahren,
Es gilt der Tyrannei den Todesſtreich.

So lebet wohl! — Du Werkzeug meiner Spiele,
Das einſt ich trug, du kleines Schwert von Holz!
Sey nun ein Blitz in der Gewitterſchwüle,
Du Ritterſchwert, ſey des Sarmaten Stolz!

Lebt wohl, Geſchwiſter! mög euch Gott bewahren!
Ich bin ein Pole bis zum letzten Hauch!
Hurrah! ihr vaterländ'ſchen Heldenſchaaren!
Leb' wohl, du mein geliebtes Mädchen auch! —

Schmach, Jüngling, dir! hält dich der Glanz von Thränen
Zurück vom ewig hellen Waffenglanz!
Dir, Jungfrau, Schmach! die du, bei Polens Sehnen
Nach Freiheit, nun empfängſt den Myrtenkranz!

Schmach, Mutter, dir! den du zur Schmach geboren,
Umklammre deinen Sohn! entlaß ihn nicht!
Der Freiheit Ruf ſchlug nicht an ſeine Ohren,
Er fühlt für Polen keine Kindespflicht!

Dem Vater Schmach! — — doch dort mit Silberhaaren,
Wer iſt der ſchwache Greis in Kriegertracht?
Du Alter, läßſt du Weib und Kinder fahren?
Kehrſt du vom Grabe um und wankſt zur Schlacht?

„Ich habe Weib und Kinder Gott befohlen!
„Mein Haupt iſt weiß, es zittert meine Hand;
„Doch kämpf' ich mit den heil'gen Kampf der Polen:
„Wohl mir! ich folge meinem Vaterland!

„Und möge nicht mein Vaterland verſchmähen
„Des ſchwachen Greiſes ärmlichen Tribut:
„Dies treue Herz, das bald wird ſtille ſtehen,
„Und, der es noch erwärmt, den Tropfen Blut."

So opfre ihn! komm, komm zu jenem Hügel,
Den unſre Schaaren decken, eilen wir!
Der weiße Adler lüftet ſeine Flügel,
Bald wird ſein Auge flammen für und für!

Lebt wohl, Geſchwiſter! mög' euch Gott bewahren!
Mir nach! wer Pole bis zum letzten Hauch!
Hurrah! ihr vaterländ'ſchen Heldenſchaaren!
Leb' wohl, du mein geliebtes Mädchen auch!

O weine nicht, bin ich dir nun entschwunden,
Und theile mit der Freiheit du mein Herz:
Sie sey Gespielin dir in bangen Stunden,
Und sterb' ich, mag sie trösten deinen Schmerz!

Mein Liebchen, ich empfehle dich dem Himmel!
Hurrah! Sieg oder Tod im heil'gen Streit!
Kanonendonner pocht im Schlachtgetümmel
Wild an die Pforten schon der Ewigkeit! —

Abendbild.

Schon zerfließt das ferne Gebirg mit Wolken
In ein Meer; den Wogen entsteigt der Mond, er
Grüßt die Flur, entgegen ihm grüßt das schönste
Lied Philomelens.

Aus dem Blüthenstrauche, der um das Plätzchen
Zarter Liebe heimlichend sich verschlinget:
Mirzi horcht am Busen des Jünglings ihrem
Zaubergeflöte.

Dort am Hügel weiden die Schafe Beider
Traulichen Gemenges in einer Heerde,
Ihre Glöcklein stimmen so lieblich ein zu
Frohen Akkorden.

O weine nicht, bin ich dir nun entſchwunden,
Und theile mit der Freiheit du mein Herz;
Sie ſey Geſpielin dir in bangen Stunden,
Und ſterb' ich, mag ſie tröſten deinen Schmerz!

Mein Liebchen, ich empfehle dich dem Himmel!
Hurrah! Sieg oder Tod im heiligen Streit!
Kanonendonner pocht im Schlachtgetümmel
Wild an die Pforten ſchon der Ewigkeit! —

Abendbild.

Schon zerfließt das ferne Gebirg mit Wolken
In ein Meer; den Wogen entsteigt der Mond, er
Grüßt die Flur, entgegen ihm grüßt das schönste
Lied Philomelens.

Aus dem Blüthenstrauche, der um das Plätzchen
Zarter Liebe heimlichend sich verschlinget:
Mirzi horcht am Busen des Jünglings ihrem
Zaubergeflöte.

Dort am Hügel weiden die Schafe Beider
Traulichen Gemenges in einer Heerde,
Ihre Glöcklein stimmen so lieblich ein zu
Frohen Akkorden.

König und Dichter.

Stolz flammt ein König dort auf erhab'nem Thron,
Befehl den Völkern winkt in die Fernen er,
Denn scheu vor ihm zurück stets weiter
Weichen die Grenzen des Reichs, und weiter.

Zum nahen Flug jetzt lüftet der schnelle Tod
Den Fittig, und — was flammte, das glimmt nur mehr:
Er rauscht heran — sein starker Flügel
Fächelt vom Throne herab die Asche. —

Dort singt ein Sänger hohe Begeisterung:
Die Welle horcht, Wald, Thäler und Berge, selbst
Die Götter horchen, seliger, und
Sehnen vom hohen Olymp herab sich. —

Du winkst, o Tod; — er schweigt: der erstarrten Hand
Entsinkt die Leyer; doch im Triumphe führt
Die Ewigkeit sein Lied davon, das
Zürnend die Stärkere dir entrissen.

An Seneca.

Durch's enge Thal Nachts irret ein Wanderer;
Dumpf braust der Waldſtrom, drängt an die Klippenwand
Den Pfad, der mühſam durch Geſträuch und
Bodenentragende Wurzeln fortkriecht.

Der laute Sturmwind kämpft mit dem Föhrenwald;
Der Felſenſohn trotzt ſeiner Gewalt: nun ſtürzt
Zornſchnaubend ſich der Rückgeworf'ne
In das Getümmel des Wogenkampfes.

Erſtorben ſind am Himmel die Lichter rings,
Der Sturm entfacht auf ſeltne Momente nur
Der Aſche des Gewölkes einen
Funken, der ſpärlich herunterdämmert.

Die Nacht ist wild, mit wachsender Macht empört
Sturm sich und Strom! der Wanderer bebt, und weilt,
Und zaget vorwärts, zu verschlingen
Droht ihn der schwellenden Wogen Andrang.

Wie sehnt in's Heimathland sich die Seele dir!
Wie sucht dein Aug', o Wandrer, den lieben Mond!
Er bricht hervor dort und beleuchtet
Freundlich dir, eile! des Thales Ausgang!

So leuchte mir, wenn Stürme den Lebenspfad
Begraben einst in finstere Nacht, dein Strahl,
O Seneca, geleite freundlich
Mich in's elysische Feld hinüber!

In der Nacht.

Alles ſchläft, und über's Gefild der Ruhe
Wandelt leiſen Schrittes dahin des Lebens
Genius; ſanft ſchimmert vom Weltendom die
Lampe des Mondes.

Sieh! den ernſten Zügen des Gott's entringet
Holdes Lächeln ſich, denn er ſieht die Lieben
In des Schlafes ſüßer Umarmung ihrer
Qualen vergeſſen.

Hüll' in deine Schatten mich tief, geliebte
Linde, daß die kummergebleichte Wange
Und die bange Thräne ſein holdes Lächeln
Nimmer verſcheuche!

Ach, ſchon dreimal ſank dir die Blüth', o Linde,
Seit der Stunde, wo das Geſpräch der Freunde
Von Unſterblichkeit du behorchteſt, und ein
Sanftes Geſäuſel

Durch dein mondverſilbertes Laub uns Hoffnung
In die Seele goß, daß wir einſt uns wieder
Finden; — dreimal welkte der Halm am Grabe
Meines Geliebten!

Trias harmonica.

Drei Seelen hab' ich offenbar,
Denn eine kann drei Dinge nicht
Zugleich vollbringen, wie ſogar
Der weiſe Pſychologe ſpricht.

Die eine hängt voll Liebesglut
An ſchönen Munds Korallenrand;
Die andre ſchwimmt auf Weinesflut
Hinüber an den Götterſtrand;

Die dritt' in freudigem Tumult
Braust ihre Dithyramben laut,
Und ſchleudert ihren Katapult
An's kalte Herz, metallverbaut.

So geht's, bis an den Bettelstab
Sie ihren Wirth, den Leib, gezehrt;
Bis jubilirend dann hinab
Die tolle Drei zur Hölle fährt.

An Mathilde.

Schon verrauſcht der Tag, und des Abends ſanftere Seele
Fließt, wie ſüße Muſik, ſänftigend uns in die Bruſt.
Horch, Mathilde, wie leiſe der Weſt durch Blüthen dahinſcherzt,
Leiſer noch weht ſein Hauch, kost er um deine Geſtalt.
Sieh die Biene, ſie wandelt von Blume zu Blume geſchäftig,
Süße Bereicherung lockt weiter die ſummende ſtets;
Alſo wandelt die Seele dereinſt von Blume zu Blume,
Welche zum ſtrahlenden Kranz ſich der Unendliche wand:
Alſo wandelt ſie einſt von Welten weiter zu Welten,
Näher dem liebenden Gott, liebender, göttlicher ſtets.
Aber die Wechſelgeſtalten des Lebens, ſie theilen nicht alle
Gleich der Unſterblichkeit Loos, wenn uns der Ewige winkt;
Nur das Schönſte des Lebens, worin der Himmel uns kund wird,
Nimmt die Seele mit fort, ſchwingt ſie den Sternen ſich zu.

Doch die trüben Geſtalten verhüllt Nacht, ewige Nacht dann.
Heil der Stunde, die ſelbſt dann noch uns wonnig umſtrahlt!
O Mathilde, dein Auge voll himmliſcher, tiefer Bedeutung,
Blickt mir in's Auge ſo ernſt, und ſo entzückend zugleich,
Daß die Seele mir bebt, o Geliebte! ahnet dir etwa,
Daß auch dieſen Moment hüllen nicht werde die Nacht?

An die Hoffnung.

Hoffnung! laß allein mich wallen,
Gaukle nicht um meine Bahn!
Deine Sterne sind gefallen,
Und mich täuscht kein holder Wahn!

Dieser streckt nach einer Krone
Seine Hand verwegen aus;
Doch ihn stoßt der Tod mit Hohne
In sein enges, kühles Haus.

Und ein Andrer hat errungen,
Was der Erste nur gewollt;
Hat die höchste Höh' erschwungen:
Throne wanken, wenn er grollt.

Hoffnung! o warum entzündeſt
Du ſein Herz zum ſtolzen Plan,
Da du ſchmeichelnd ihm verkündeſt
Einen Welttheil unterthan?!

Ueber Völkern klirrt die Kette,
Da ſein Schritt nach Oſten ſtürmt;
Bang ruft eins dem andern: rette!
Von der Schreckensmacht umthürmt.

Nun ergreift ihn ſein Verhängniß,
Reißt ihm Kron' und Purpur ab,
Schleudert ihn in's Meergefängniß;
Bald verſchlingt ihn dort ſein Grab. —

In der Nächte ſtiller Feier
Hebt der heiligen Natur
Kühn ein Forſcher ihre Schleier,
Und verfolget Gottes Spur.

Denn du läſſeſt ſchön erglänzen
Ihm ein Mal der Ewigkeit,
Enkel ſeine Gruft bekränzen; —
Und ihn lohnt — Vergeſſenheit!

Nach der Liebe treuem Glücke,
Das er nirgends finden ſoll,
Kehrt ein Andrer ſeine Blicke,
Dir vertrauend, ſehnſuchtsvoll.

Ach, ſie liebt ihn, der Entglühte
Hält ſie wonnevoll umſtrickt;
Doch der Liebe zarte Blüthe
Wird im Rauſche bald zerknickt! —

All dein Wort iſt Windesfächeln;
Hoffnung! dann nur trau' ich dir,
Weiſeſt du mit Troſtesläcbeln
Mir des Todes Nachtrevier!

An die mediſirenden Damen.

Sproßt ihr wie des Frühlings junge Triebe,
Ahmt die Wange ſeiner Roſen Glut,
Soll das Herz auch ahmen ſeine Liebe,
Wie das Herz des Frühlings mild und gut.
Mediſirt das Blümlein auf der Wieſe,
Seinem unverlornen Paradieſe?
Thun's im Wald die jungen, grünen Blätter,
Wenn ſie beim Gedröhn der Frühlingswetter
Wonnig rauſchen und zuſammen ſchauern?
Geht und lauſcht und lernet Euch bedauern!
Liebe ſingt der Vogel von den Zweigen,
Und im frohen Jugendreigen
Rauben liebestrunken Maienlüfte
Aufgeblühten Blumen ihre Düfte,
Aber keinen guten Namen.
Mediſirt nicht, junge Damen!

Saß ich einſt in einem Mädchenkreiſe,
Da begann in ihrem Blüthenkranze
Erſt geheim zu ziſcheln, klug und leiſe,
Doch bald laut die Schlange: Mediſance.
Und ſie rümpften ihre feine Naſe,
Ekel zuckte mancher Roſenmund,
Weil ein Name, wacker und geſund,
Von dem Biß der Schlange ward zum Aaſe.
Iſt der Name krank, ſo laßt den Kranken
Ungeneckt an euch vorüberſchwanken,
Wollt ihr lindern nicht die Namenswunde
Mit des Frauenmitleids weichem Oele;
Laßt ihn ziehn! doch nicht in eure Runde
Reißt ihn, als in eine Räuberhöhle! —

Wandelt ihr im Herbſte eurer Tage,
Iſt in jedem Mienenzug zu leſen
Des Verwelkens untröſtbare Klage,
Daß ihr nimmer ſeyd, was ihr geweſen;
Dann, ihr Damen, lernt vom Herbſt die Wehmuth,
Lernet die gedankenvolle Demuth,
Nehmet mit Bedacht
Euer Grab in Acht,

Statt in Andrer Fehlern schnöd zu kramen;
Medisirt nicht, alte Damen!

Fliegt ein schuldlos Vöglein unbewußt
Ueber Guas-Upa's gift'gen See,
Stürzt es schnell; die liedervolle Brust
Ist verstummt in bittrem Todesweh.
In dem Brodem eurer Kessel, Kannen,
Flutet Guas-Upas: Thee, Kaffee,
Und es zog kein Name heil von dannen,
Dessen Flug verirrt an diesen See.
Klang der arme Flattrer auch
Erst im heimathlichen Strauch
Wie das Lied des Vogels rein und gut,
Stürzt er todt in eure braune Flut. —
Aber, gilt es auch nicht gleich den Namen,
Noch vor Einem hütet euch, ihr Damen:
Flieht auch vor dem spöttischen Belächeln,
Diesem Schleicher, weichbesohlten Diebe,
Diesem Vampyr, der mit leisem Fächeln
Lullt in Schlaf die Achtung und die Liebe;
Wenn sie einnickt; aus den Adern ihr
Saugt das Herzblut mit verstohlner Gier.

Einem Theaterdichter.

In der Niedrung ſchmilzt der Schnee,
Im Gebirge ſchneit es;
Ob der Schwarm in Thränen ſteh'
Ueber all dein Breites,
Uns wird kühl, langweilig, weh,
Bringſt du nichts Geſcheidtes.

An einen Tadler.

Wenn gegen falſchen Schmerz du dich ereiferſt
Und Thränenkünſtelei, ſo haſt du Recht;
Doch haſt du was von einem Henkersknecht,
Wenn du mit Spott den wahren Schmerz begeiferſt.

Verfolge rüſtig, wo du kannſt, die Lügen;
Die Wahrheit ehre; iſt dir wohl zu Muth,
So ſollſt du zügeln dein vergnügtes Blut,
Und zur Geſundheit nicht die Rohheit fügen.

Auch Freuden gibt es, die nur Freuden ſcheinen,
Und mehr vielleicht als Schmerzen, die nicht wahr;
Wem Luſt blüht, lache, traure, wem ſie gar;
Und iſt's ein Dichter, mag ſein Lied auch weinen.

Musa teleologica.

Wie das Ding die Flügel tummelt!
Und im Wind gewaltig rummelt,
Ob's zu Himmel wollte fliegen
Und im Flug den Aar besiegen.

Und die träge Rinderheerde,
Schauend solche Fluggeberde,
Und die Gänse auf der Wiese
Glauben: 's ist ein Vogelriese.

Wisset, Gänsʼ und Wiederkäuer,
Euer Vogelungeheuer,
Taumelnd dort am fernen Hügel,
Ist 'ne Windmühl', kein Geflügel.

Seine Schwingen sind nur Speichen,
Schlagend, wenn die Winde streichen,
Wenn sie rasten, stille passend,
Doch das Niedre nie verlassend.

Und das Herz dem Vogelwunder
Ist ein Stein, ein glatter, runder;
Grobes Korn ist seine Seele,
Das er mahlt zu feinem Mehle.

Competenz.

Männer, welche eine Höh' erklommen,
Sind als Richter werth uns und willkommen;
Ist es nicht die Höhe des Gesanges,
Sey's die Höhe doch des Forschergangs.
Solchen steht es an, ein Wort zu reden
Von des kühnen Wandrers Müh'n und Fehden
Mit Abgründen, Klippen, Eisesflächen,
Wo die Jäger sich die Hälse brechen.
Solche mögen auch mit Recht verspotten
In der niedern Marsch die Pöbelrotten.
Wer mit Gemsen eine Luft getrunken,
Athmet nicht behaglich bei den Unken.
Wer zum Abgrund schwindellos gesehen,
Wird des Bruders kühnen Tritt verstehen;

Wer den Fels der Meiſterſchaft erklettert,
Ehrt den Mann, der hier nicht ſank zerſchmettert.
Aber alle Andern ſollen ſchweigen,
Wenn ſich Männer ihrem Volke zeigen;
Schweigen ſollen ſie und ſollen lernen,
Wie man näher wandeln mag den Sternen.
Scheu mit ſeinem Urtheil ſich verſchliefe,
Wer herum noch ſtümpert in der Tiefe.
Glaubt ihr denn, ihr lahmen Krüppelwichte,
Daß die Welt nach eurer Weisheit richte?
Ha! ihr wollt als Ellen eure Krücken
Kindiſch meſſend an die Geiſter drücken!
Und indem ihr mit der Krücke ſchaltet
Und den Stecken in die Lüfte haltet,
Raubt ihr eurer lahmen Wucht die Stütze,
Und ihr ſtürzt erbärmlich in die Pfütze,
Denn der Windhauch, den ihr wolltet meſſen,
Hat euch umgeblaſen unterdeſſen.
Und es hinken weiter unſre Richter,
Vorwärts tragend ſchmutzige Geſichter,
Während hier und dort aus lyriſchen Lacken
Ihre Lieder ihnen Märſche quacken.

Einem Forcirten.

Zu beſiegen deine ſchwere
Ungelenkigkeit,
Biſt du tanzen in die Lehre
Gangen zu Sanct Veit.

Und der wackre Meiſter bläute
In den Leib dir ganz
Seinen Rhythmus, und die Leute
Lobten deinen Tanz.

Schief iſt all dein Hirn gebeutelt,
Jedes Glied verdreht;
Drum wer tanzend nicht ſanctweitelt,
Dünkt dir kein Poet.

Einem kritiſchen Nachtarbeiter.

Weil ein Wort der Diätetik
Beſſer noch mir mag gelingen,
Als ein Wort dir der Aeſthetik,
Will ich einen Rath dir bringen.

Haſt du auf des Tages Bahnen
Müd gelaufen deine Glieder,
Zupft mit wohlgemeintem Mahnen
Dir der Schlaf die Augenlider:

Wolle nicht, hinüberduſelnd,
Für die Welt geſchwind noch richten,
Hegeliſch-äſthetiſch nuſelnd,
Was du nicht verſtehſt, mein Dichten;

Schlagen nicht das Haupt vom Rumpfe
Meinem Werk mit plumpen Scherzen,
Schnell, beim letzten Flackerſtumpfe
Deiner abgebrannten Kerzen.

Denn dir leuchten zum Erkennen
Keine hellen Kunſtgeſtirne;
Armer Kauz, du ſcheinſt zu brennen
Talg im Leuchter und Gehirne.

Darum halte dich geſchieden
Von den kritiſchen Bezirken,
Leg' auf's Ohr dich, gönn' dir Frieden,
Dein Beruf iſt Werkelwirken.

Einem unberufenen Lober.

Ich trink' ihn ſchon, den Becher der Begeiſt'rung,
Ich brauche nicht, daß du mich invitireſt,
Daß du mit ekelnd ſüßer Lobeskleiſt'rung
Als Mundſchenk mir den reinen Rand beſchmiereſt.

Guter Rath.

Willſt du richten
Unſer Dichten,
Ob's geflattert
Und geſchnattert,
Ob's geſchwungen
Und geſungen,
Birg doch klüglich
Unverzüglich
Deinen Ungeſchmack,
Und verſcharre
Das Geſchnarre:
Deinen Dudelſack.

Der Reiter von W.

Auf dem krit'schen Schusterbänklein
Nahmst du dich noch aus erträglich,
Hatteſt manchmal ein Gedänklein;
Doch als Dichter biſt du kläglich!

Recenſenten ſind faſt alle
Obenleichthindrüberhuſcher,
Und die dümmſten mit Gelalle
Auch verſificante Pfuſcher.

Kommt der Burſch in ſeinen Streitwahn,
Unter tauſend Stümperängſten,
Tief zu Eſel auf die Reitbahn,
Dröhnend von arab'ſchen Hengſten.

Hei! hei! hei! du kritſcher Brummler,
Zeige dich nun ſelbſt als Leiter!
Zeige dich als kecker Tummler!
Sporne! peitſche! vorwärts!! weiter!!!

Hörſt du's wiehern? hörſt du's rufen?
Doch dein Graugaul ſträubt die Ohren,
Stampfend möcht' er mit den Hufen
In die Erde ſich verbohren.

Und die Reiter nehmen 's Kränzlein,
Das du ihnen gabſt zur Ehre,
Und ſie binden's an das Schwänzlein
Lachend deiner grauen Mähre.

Raſchelnd mit den Lorbeerbauſchen
Peitſcht der Eſel ſich die Flanken,
Unter Spottgelächters Rauſchen
Bricht er ſcheu aus unſern Schranken.

Die zerzauste Panegyrik
Hat der Wind davongetragen,
Lachend denkt man nur der Lyrik,
Die dein Eſel aufgeſchlagen.

Reiter, die dir nicht gefallen,
Die du jüngst so scharf gescholten,
Haben spottend jetzt vor allen
Schadenfreudig dir's vergolten.

Willst du richten unser Dichten,
Laß die Vers' im Halse stecken;
Sie zernichten dir dein Richten!
Laß den Grauen bei den Säcken!

Laß als Müller du dein Fohlen
Immerhin zur Mühle gehen;
Und als Schuster flick' die Sohlen
Schlechtbeschlagnen Renommeen!

An einen Dichter.

Dir gab ein Gott die Dichtergabe,
Als Nachen iſt der Ruhm bereit,
Mit dir zum Strand Unſterblichkeit
Zu tanzen über'm Wellengrabe;

Doch mußt du einſam ihn beſchreiten,
Der Muth allein ſey dein Geſpann!
Die Fähre trägt nur einen Mann,
Soll ſie mit dir todüber gleiten.

Du ſiehſt das Ufer lockend winken;
Nimmſt du, zu trotzen der Gefahr,
Von Ruderknechten eine Schaar,
So müßt ihr alleſammt verſinken.

72731109